

Werk

Titel: Gräfin Elise von Bernstorff, geborene Gräfin von Dernath

Jahr: 1896

Kollektion: Autobiographica

Digitalisiert: Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen

Werk Id: PPN312429568

PURL: <http://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?PPN312429568>

OPAC: <http://opac.sub.uni-goettingen.de/DB=1/PPN?PPN=312429568>

LOG Id: LOG_0149

LOG Titel: V. Daheim in Berlin. Erster Abschnitt: 1818 bis 1822

LOG Typ: chapter

Übergeordnetes Werk

Werk Id: PPN312429398

PURL: <http://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?PPN312429398>

OPAC: <http://opac.sub.uni-goettingen.de/DB=1/PPN?PPN=312429398>

Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright. Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain these Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept the Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library.

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact

Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen
Georg-August-Universität Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen
Germany
Email: gdz@sub.uni-goettingen.de



V.

Daheim in Berlin.

Erster Abschnitt: 1818 bis 1822.

Von Mai bis Ende 1818.

Mit Ende Mai 1818 beginnt in unserem Leben ein neuer Abschnitt. Schon am 10. April waren meinem Manne Eröffnungen über den Wunsch des Königs von Preußen, ihn für seinen Dienst zu gewinnen, gemacht worden. Der Fürst-Staatskanzler vermochte nicht länger die Geschäfte eines Ministers der auswärtigen Angelegenheiten mit den feinigern zu verbinden. Diese Posten waren auch bis vor einem Jahre noch einzeln besetzt worden. Indes war man mit dem letzten Minister, dem Grafen v. d. Goltz, nicht zufrieden gewesen und hatte ihn daher zu seinem und besonders zu seiner Frau großem Verdruß an den Bundestag nach Frankfurt versetzt. Jetzt suchte man einen würdigen Nachfolger für v. d. Goltz. Zwei Männer nannte man, welche diese Stellung erstrebten, Wilhelm v. Humboldt, für den es nur ein Schritt höher hinauf gewesen wäre, denn er war schon Minister des Innern, und Jordan, der die Gunst des Staatskanzlers besaß. Da fiel dem alten Blücher mein Mann, der Ausländer, als sehr geeignet für den Posten ein. Er verschaffte sich Zutritt zum Staatskanzler, mit dem er übrigens auf gespanntem Fuß lebte, und erklärte diesem auf seine diktatorische Weise, er müsse dem König den Grafen Bernstorff auf eine nicht abzuweisende Art vorschlagen. Alles ging ihm durch, und er selbst war es, der, vom König beauftragt, meinem Manne zuerst von dieser Angelegenheit sprach, von ihm aber

gänzlich zurückgewiesen ward. Gegen Ende Mai aber wurden die Vorschläge dringend erneuert; Hardenberg ließ nicht nach, bis Bernstorff versprach, die Angelegenheit vor die Stufen des dänischen Thrones zu bringen und die Entscheidung von da her zu erwarten.

Am 28. Mai sandte mein Mann seinen Legationssekretär, den Herrn v. Moltke, unter dem Vorwande eines anderen Geschäfts als Courier nach Kopenhagen. In einer kaum zu ertragenden Spannung erwarteten wir seine Rückkehr; er brachte eine sehr freundliche, aber bestimmte Entscheidung für die Annahme der preußischen Anerbietungen, und der treue dänische Unterthan, der mit enthusiastischer Liebe seinem König ergebene Diener sah sich durch dessen Willen in einen fremden Dienst versetzt, vom schwärmerisch geliebten Vaterlande losgerissen und hinausgeschleudert auf das stürmische Meer einer fremden Politik, auf dem schon so manches Schifflein gescheitert war. Für das tieffühlende Herz meines Mannes, welches er in so schwächlichem, zartem Körper trug, war die Spannung dieser Wochen zu viel gewesen, und die Entscheidung wirkte überwältigend auf ihn. Er litt physisch und moralisch. Mir blieben darum von den noch in Berlin zugebrachten Monaten keine anderen Erinnerungen als die der schmerzlichsten Sorge um ihn. Sein ganzes Leben lag aufgerollt vor seinen Blicken. Er war von der frühesten Kindheit bis nun nur auf dem Boden der dänischen Heimath gediehen. Den trennenden Schritt, den er im April 1810 gethan hatte, hatte er zwar niemals bereut, aber so tief und schmerzhaft empfunden, daß er die erste Gelegenheit ergriff, um 1811 wieder in den dänischen Staatsdienst einzutreten. Es war seinem Herzen die unendliche Genugthuung zutheil geworden, in dieser neuen Laufbahn unerwartet Viel für das theure Vaterland wirken zu können und während einer Episode dieser Thätigkeit wieder unter den Augen seines Monarchen zu arbeiten, von ihm geleitet, durch seinen Beifall ermuthigt zu werden. Der jetzt von ihm bekleidete Posten war von keiner großen Wichtigkeit für den Staat. Dagegen blieb meinem Mann durch die Nähe der Heimath die wohlthuende Aussicht, seinem König oft aufwarten, ihm immer wieder den Ausdruck seiner allerinnigsten Ergebenheit zu Füßen legen zu können.

Jetzt wurde Alles anders, neu, schwierig, bedeutungs- und, ich möchte sagen, gefahrvoll. Doch schreckte ihn kein Gedanke an Furcht. Mit seiner überaus klaren Einsicht verband er die herrlichste Sicherheit

in der Politik; sein Kompaß hatte ihn immer den rechten Weg geführt.

Mit diesem Geheimniß im Herzen, welches auch unsere äußere Lage, unsere Beziehungen zu den Bekannten so sehr verändern sollte, blieben wir die Zeit über, die wir noch in Berlin weilen mußten, ziemlich ungesellig. Endlich, am 5. Juli 1818, brachen wir nach dem heimischen Dreylützow auf. Doch dieser Reise erinnere ich mich mit Schauder. Eine Chaussee war damals noch nicht gebaut, und wir mußten uns in kleinen Tagereisen durch den tiefsten Sand wühlen, der wie die Wogen des Meeres auf mich wirkte, zumal wenn ich bei schlechtem Wetter in der mit Leder geschlossenen Chaise eng zusammengedrängt mit den Kindern saß. Da war es mir denn eine große Erquickung, mich zuweilen zu meinem lieben Mann in seine Wiener Courier-Chaise hineinsetzen zu können, deren leichter Gang die Sandwüste auch weniger schwankend durchschnitt; doch das war es eben, worin wir durch die Chifane eines Postmeisters grausam gestört wurden. Wir hatten in Fehrbellin übernachtet, als man uns am anderen Morgen zum Weiterfahren drei Pferde statt zweier vor die kleine Wiener Chaise spannte. Diese Chifane der Post erwiderte mein Mann mit einer Heftigkeit, die zuletzt in furchtbaren Eigensinn ausartete, indem er darauf bestand, dort in Fehrbellin die Rückkehr einer nach Berlin gesandten Staffette zu erwarten, welche sogleich die streitige Frage zur Entscheidung auf das Oberpostamt in Berlin bringen sollte. Betrübt und voller Sorge reiste ich weiter. Diese Heftigkeit, dieser Eigensinn, wodurch er eigentlich nur sich selbst strafte, waren die Wirkung seiner gespannten Nerven und der körperlichen Verstimmung, die durch die Gemüths-bewegung der letzten Monate veranlaßt worden waren. Hinwiederum mußte diese Aufwallung und dieser lang hingehaltene Aerger die arme Gesundheit noch mehr zurücksetzen. Trostlos verließ ich ihn, und mit einem Gefühl von Beschämung, dessen ich nicht Herr werden konnte, mußte ich dem Schwager Fritz in Dreylützow Rechenschaft darüber ablegen, weshalb der Erwartete mich nicht begleite. Indesß folgte er mir sehr bald und hatte seinen Willen durchgesetzt; doch würde ihm das nicht gelungen sein, wenn er nicht schon von vornherein auf jede Begleitung verzichtet hätte. Er war ganz allein in Fehrbellin zurückgeblieben. Die Antwort aus Berlin hatte hieran, wie es ihm

wohl geahnt, die Gewährung seines Begehrens geknüpft, indem sie jedoch dem Fehrbelliner Postmeister Recht und ihrer eigenen Postexpedition Unrecht gab und erklärte, daß die leichteste Courier-Chaise, wenn zwei Personen darin säßen, nur mit drei Pferden gefahren werden dürfe. Mein Mann war böse über diese Antwort, die offenbar eine Ungerechtigkeit enthielt. Man wollte den Postmeister in seinem Streit mit dem fremden Gesandten nicht ganz fallen lassen. Hätte man gewußt, in welcher Eigenschaft dieser Gesandte nach Berlin zurückkehren sollte, so würde freilich die Antwort wohl anders ausgefallen sein.

Damals lag das ganze Postwesen im Preussischen noch im Argen. Nicht lange nachher, und ein Nagler ward zum Besten der reisenden Menschheit an die Spitze dieser ganz desorganisirten Anstalt gestellt. Er brachte mit unglaublicher Schnelligkeit neues Leben und neue Ordnung in das Postwesen hinein, das nunmehr vom übrigen Deutschland bewundert wurde und ihm als Vorbild diente. Seit seiner Verwaltung reiste man noch einmal so schnell und nur halb so theuer und ist nicht mehr Chikanen, Betteleien und Klagereien der Postillone ausgesetzt. Nagler sollte als ein Held der Pädagogik, mehr als Pestalozzi, mit Ruhm gekrönt sein. Hat er doch aus allen seinen Untergebenen, aus den brummigen Postbeamten, aus den ebenso trägen wie zudringlichen Postillonen die artigsten, höflichsten und unverdroffensten, die flinksten, fröhlichsten und zufriedensten Menschen gemacht.

Schon am 11. d. Mts. trat der künftige preussische Minister die Reise nach Schleswig an, um sich von seinem theueren König, der jetzt dort bei seinem landgräflichen Schwiegervater weilte, zu beurlauben. Am 13. schrieb er mir aus Plön:

„Der bevorstehenden größeren Trennung eingedenk und mich auch gegen die kürzere empörend, schied ich vorgestern traurig von Dir, Du Allergeliebteste, und es ward mir, wenn ich den Zweck meiner Reise bedachte, recht anschaulich, wie gewaltfam das ewig kreisende Rad der Zeit mich wieder ergriffen hat, um mich zu schleudern, wohin ich nicht dachte. Doch jede Mühe, jede Sorge, jede Entbehrung vermag ich zu tragen, solange mir Gott Dich und die Kinder unverlezt bewahrt und erhält. Ich kam gestern, wiewohl ich sehr früh auf den Beinen war, erst gegen Mittag an, wurde von Magnus und Josephine sehr freundlich empfangen und bei ihnen einzukehren genöthigt. Josephine, wiewohl

sie sich immer mehr in die Breite zieht, glänzt noch in Schönheit; Magnus altert, obschon er nie jung war. Es harrete meiner hier ein tieferschütternder Auftritt. Unser armes, liebes Suschen, welche mit ihren Kindern in das Oldesloer Bad geht, war noch hier geblieben, um mich zu sehen. Selten in meinem Leben habe ich mich so schmerzlich ergriffen gefühlt, als da ich sie in ihrer einsamen kleinen Wittwenwohnung fand —.“ Wittwe seit dem 11. Dezember 1816, bewohnte die Aermste damals noch im Sommer Ranzau, das schöne Gut ihres Bruders Wolf, und für den Winter hatte sie sich in dem kleinen benachbarten Plön eingemietet. Später kaufte sie daselbst ein Haus, welches sie noch jetzt, 1838, bewohnt.

Ferner lasse ich einen Brief aus Altenhof vom 19. Juli 1818 folgen:

„Ganz betäubt von lärmenden Gesundheiten, unter welchen die Deine keine der letzten war, stehe ich vom Tische auf, mein Herzensengel, um Dir noch in aller Eile ein Wort zu sagen, zu dem ich weder gestern noch heute habe kommen können; denn ich saß diesen Morgen schon gleich nach 6 Uhr in Windebye bei der guten alten Tante (Christian Stolberg, geborene Gräfin Reventlow), und als ich hier ankam, wurden wir gleich in den Wald geschleppt, um einem zu Theodors Geburtstag veranstalteten Vogelschießen beizuwohnen. Ich sage Dir daher heute nur, was Du vor Allem zu erfahren begehren wirst, nämlich, daß ich vorgestern in Louisenlund war und meine Unterredung mit dem Könige mir nichts zu wünschen übrig ließ. Er hatte Alles so aufgefaßt und empfunden, wie ich es nur irgend hätte wünschen können, und er empfing und behandelte mich mit einer Güte, die mir wahre Beschämung über jeden augenblicklichen Zweifel gab. Ich gehe morgen noch einmal hin und führe Gerhardine zurück, mit der ich heute in Windebye zusammentraf. Auch Asta fand ich dort. Hier hatte ich Karoline Hegewisch zu finden gehofft; aber sie war ausgeblieben. Eine noch bitterere Enttäuschung war mir dadurch bereitet, daß ich keinen Brief von Dir fand, worauf ich sicher gerechnet hatte. Ich gehe übermorgen nach Kiel, wahrscheinlich Freitag nach Bordesholm, Sonnabend nach Emkendorf und tags darauf weiter der lieben Heimath entgegen. Bitte, such mir, wenn ich nichts Näheres darüber schreibe, zum Dienstag, dem 28., vier Pferde nach Rageburg zu schicken.“

Unterdeß vergingen mir die Tage der Erwartung meines Mannes und meiner Mutter und vieler lieben Verwandten, die uns besuchen wollten, recht schnell in eifriger Beschäftigung mit den Kindern und in meines lieben Schwagers Fritz so freundlichem und sicherem Umgang. Seine ritterliche Urbanität, die heitere Innigkeit seines Wesens, das Interesse, mit dem er Alles theilte, was ich erlebte und was mir in dem Wechsel unserer Lage bevorstand, füllten die Stunden unseres Zusammenseins aufs Angenehmste. Diese Stunden fielen meistens auf den Abend, dessen erfrischende Kühle nach der wahren Hundstags Hitze des Tages von uns zu langen Promenaden benutzt wurde. So wohl es mir aber auch mit dem lieben Fritz allein war, so jubelte ich doch der lieben Mantine entgegen, als diese, von Driburg heimkehrend, mit ihrem Klothildchen auf den Hof gefahren kam, in einer allerliebsten Berlone, die mein Mann ihr einstens geschenkt hatte.

Am frühen Morgen des Tages, wo ich abends Mann und Mutter erwartete (es war der 28. Juli), beschäftigte ich mich eben vor dem Familienfrühstück damit, in der Flucht unserer nach Osten gelegenen Zimmer, deren Läden alle geschlossen waren, noch jede Ritze zu verhängen, durch welche die glühenden Sonnenstrahlen sich einstahlen, als die wohlbekanntete Stimme meines Berliner Kavaliere hinter mir ertönte. Es war der Student Christian Ranzau, der nach dort vollendetem Kursus nach Kiel, dem Ziel aller seiner Wünsche, zog, sich aber herzlich freute, hier noch einmal seine Gönner während der letzten zehn Monate begrüßen zu können. Unendlich viel hatte er von den einsam verlebten Wochen zu erzählen, wie er unser Haus vermisst habe und worin er überall Zerstreuung gesucht habe. Doch die Stunde schlug bald, in der ich seinem Geschwäg ein Ende machen mußte; denn es war die meiner Andacht mit den Kindern. Die Hände über die Brust kreuzend, schlich er mit den Worten aus der Thüre: „Ora pro nobis, sancta.“ Wie lange er unter unserem Dache weilte, wie er sich währenddem die Zeit vertrieb, davon weiß ich nichts mehr. Nur eines Momentes erinnere ich mich noch: Die Post kam und brachte unter vielen anderen Briefen auch einen ungewöhnlich großen mit fremder Aufschrift an ihn. Er öffnet ihn und verbirgt dann hastig eine kolorirte Zeichnung, die ihm in die Hände fällt, von der er aber nichts wissen und eingestehen will. Es blieb mir verborgen, ob er gemerkt hat, daß dieser Scherz von

seiner Hauswirthin ausgegangen war. Ich hatte nämlich ein Bild des Modejournals seiner allerliebsten Nancy, die er 1820 heimführte, so ähnlich gefunden, daß ich es ihm auf diese Weise zukommen ließ.

Während des August füllten sich die weiten Räume von Dreylitzow immer mehr und mehr mit den Holsteiner Verwandten, die noch einmal mit uns fröhlich sein wollten, ehe wir Preußen würden. Doch die Heiterkeit früherer Vereine wollte sich in diesem nicht so recht einfinden; nicht nur die drückend heiße äußere, sondern auch eine Atmosphäre der inneren Bangigkeit lastete auf den Freunden.

Mein lieber Mann, der den Mittelpunkt dieses Kreises bildete, erlag fast dem Druck, der sich schon von frühester Jugend an in solchen Zeiten über seine Nerven zu legen pflegte, wo seine Seele in banger Spannung gehalten worden war. Diesmal litt ich unendlich für ihn und mit ihm bei dieser unbestimmten Qual, die sich seiner bemächtigt hatte und sich in einem dumpfen, wortarmen Ernst zeigte. Er gebrauchte eine Kur, die Stosch ihm schon in Berlin verordnet hatte, die ihm aber nicht wohlzuthun schien. Es war der Heilnauer Brunnen, den er gewärmt jeden Morgen trinken mußte. Das Spazieren dabei in der Frühe war ihm jedoch lieb und erfreulich. Seine Schwester Luise war seine treueste Begleiterin auf diesen Wanderungen. Nach und nach schlossen sich die anderen Hausgenossen denn auch an, so daß zuletzt lange Karawanen die weitläufigen Anlagen um Dreylitzow durchzogen. Nachmittags wurden dann lange Spaziergänge unternommen, oft auch Fahrten durch die unwegsamen Straßen nach den hübschen Parumer Bergen hin, nach dem nahen Hülsehorst, nach dem hübschen Meierhof Pogreß. Da hatten wir uns einstmals Alle im Walde gelagert und waren sehr beschäftigt, Kaffee zu kochen, und die Kinder machten sich zum Theil viel dabei zu schaffen; doch unsere Begrand bemerkte, daß Albrecht allein auf den Wagen herumkletterte, die in einiger Entfernung, auch von der Dienerschaft ziemlich verlassen dastehen. Sie eilt ihm nach und bittet mit flehender Stimme, er möge doch vom Rade herabsteigen: „Mais venez donc, mon cher petit Comte, descendez, je vous en prie! o cher Albert, écoutez, je vous en supplie.“

Ihre Stimme wird immer ängstlicher; aber den kleinen Wildfang rührt es nicht. Da ruft sie den Kutscher herbei; der nimmt Albrecht beim Arm, reißt ihn vom Rade weg und sagt mit barschem Ton: „Will

er wußt furt, Albrecht“, und das Männchen kehrt hüpfend und springend zu der Gesellschaft zurück. Eugen, der diese kleine Scene belauscht hatte, ergötzt sich noch in der Erinnerung daran. Mitunter konnte Albrecht wohl ungezogen sein; doch war er im Ganzen ein sehr artiges und wohlgezogenes, zartes und doch sehr festes Bübchen, daß man seine Lust an ihm haben mußte. Die Kinderschaar war wieder glücklich zusammen; die größeren Bettern gaben sich, besonders Gottfried, freundlich mit ihnen ab.

Und so bin ich nun wirklich bis an den großen Abschnitt in meines Mannes Leben und Wirken gelangt, der ihn in Preußens Dienste führte.

In der zweiten Woche des September 1818 trat der neue preußische Minister die Reise an, die ihn nach Aachen, dem Orte seiner jetzigen Wirksamkeit, führen sollte. Auf dem dort abzuhaltenden Kongreß der Souveräne wollte man aus seiner Einsicht, seinen Erfahrungen und seinem überwiegenden Geist Nutzen ziehen.

Er schrieb mir zuerst aus Hamburg:

„Da ich eben höre, daß die Post gleich abgeht, so kann ich mir den Trost nicht versagen, Dir von hier ein flüchtiges Wort zu sagen. Ich schied mit wunden, sonderbar hin- und herbewegtem Herzen, und schon hier fühle ich mich wie in eine fremde Welt geschleudert. Wunderbar bunte Erscheinungen werden an mir vorübergehen; aber mein Auge und mein Herz bleiben sehnüchtig auf Dich und unsere holden Lieblinge, die Gott behüten wolle, gerichtet. Wie es mir in Wotersen gegangen, weißt Du durch die lieben Brüder Joachim und Fritz. Zwischen Schwarzenbeck und Bergedorf hatte ich die unerwartete Freude, Amerika und ihren Kindern zu begegnen. Mit Karl Schimmelmann, dem wilden Jäger, brachte ich den gestrigen Abend bei Blüchers zu; die junge Braut (Fanny Blücher) hat mir ganz wohl gefallen.

Ich bleibe heute hier und habe so noch Mühe, fertig zu werden.“

Aus Sondermühlen, dem Besiß des Onkels J. L. Stolberg, schreibt er am 16. September 1818:

„Auch hier komme ich gerade zum Abgang der Post, mein Herzenskind, und eile, es zu benutzen; aber erwarte nichts Vernünftiges, denn alle die Bettern, Ernst, Andreas, Cajus u. s. w., treiben sich schwazend

im Zimmer umher. Du wirst meinen Brief aus Hamburg empfangen haben. Ich schiffte Sonntag Nachmittag über die Elbe, kam Montag nach Bremen und war gestern Abend um 10 Uhr in Osnabrück. Die Gegend dorthin kann man nicht besser behandeln, als wenn man nichts davon sagt. Von Osnabrück hierher ist sie dagegen äußerst freundlich. Aber freundlicher war noch der Empfang, den ich hier gefunden. Doch nicht lange blieb mir dieser Eindruck ungemischt; denn ich fand den geliebten Onkel mit einem Pflaster am Auge und mußte bald hören, daß er an einer Verhärtung im Gesicht leidet, um derentwillen er sich einer Operation wird unterwerfen müssen. Diese wird zwar nicht für bedeutend, aber für dringend nöthig gehalten. Das Uebel ist übrigens nicht am Auge, sondern in der Haut unfern des Auges. Dagegen leidet die Tante an den Augen selbst."

Ferner schreibt er aus Aachen:

„Es war 5 Uhr, als ich gestern Nachmittag den Berg hinab in das freundliche Aachener Thal hineinfuhr. Der Anblick war um so erfreulicher, als ich bis dahin nur Augen und Sinn ermüdende Flächen durchzogen war. Ich schrieb Dir zuletzt aus Sondermühlen. Ich habe von dort theure Erinnerungen mit mir genommen und würde sie ungemischt im Herzen hegen, wenn des geliebten Onkels Gesichtsäbel, sein dadurch etwas verzogenes Auge und die ihm bevorstehende Operation ihnen nicht eine bittere Sorge beigefellt hätten. Er selbst war heiter und ruhig. (Die Augenoperation ging am 25. September leicht und glücklich vor sich.)

Mich führte an diesem Tage (der 17. September, Mariens Geburtstag) Alles in wehmüthiger Sehnsucht nach unserem holdseligen Geburtstagskind zurück, zumal als mittags alle Gläser den unendlichen Tisch entlang auf Deine Gesundheit erklangen. Das Haus ist wohnlich und heiter, die nächsten Umgebungen häßlich, die Gegend freundlich und voll reichen Wechsels. Ich brach am 18. gleich nach dem Frühstück auf.

Bei schönem Wetter und guten Wegen ist mir die ganze Reise höchst unbedeutend vorgekommen. Ich habe hier von näheren Bekannten nur Alopeus gefunden; der Kanzler wird erst in einigen Tagen zurück-erwartet. Ich gewinne dadurch ein Großes an Ruhe und Vorbereitung. Aachen ist mir in seiner alterthümlichen Würde und regen Betriebsam-

keit sehr interessant. Ich wohne sehr gut bei äußerst gefälligen Leuten. Malkahn, der Hofmarschall, wird eine Wohnung in demselben Hause beziehen. Die wenigen Preußen, die ich bis jetzt gesehen, haben den neuen Landsmann sehr herzlich empfangen.

Du glaubst nicht, wie wunderbar ich mir selbst vorkomme, wenn ich schon preussischen Sekretären über preussische Angelegenheiten diktiere, als sei es immer so gewesen. Jetzt soll ich zu Hardenberg."

„Aachen, den 1. Oktober 1818.

Seit meinem letzten Briefe bin ich in rastloser Bewegung gewesen. Am Montag mußten wir vormittags den österreichischen, abends den russischen Kaiser empfangen. Dienstag aßen wir mit beiden Kaisern beim König. Gestern Morgen war ich beim Kaiser von Rußland, welcher sich mit mir in eine lange, mehr als gnädige Unterhaltung einließ. Ueberhaupt habe ich hier Vieles zu hören und zu erfahren, woran mein Herz, wenn ich 25 Jahre jünger wäre, leicht den Wurm der Eitelkeit ausbrüten könnte. Aber sei nicht bange. Ich weiß am besten, wo es mir fehlt, und bin mir des Glatteises unter meinen Füßen wohl bewußt. Das Schiff läuft auf geiseigten Bohlen vom Stapel, doch unten im Meere erwartet es der Sturm. Zu unserem guten Kaiser Franz, welcher mir schon neulich sehr freundlich zugelächelt hat, soll ich diesen Abend. Metternich erweist sich mir sehr freundlich, und ich habe wahre Freude an all diesen Wiener Gesichtern.

Unsere Konferenzen haben gestern angefangen, werden nun ununterbrochen fortgehen. Bis jetzt läßt noch Alles eine schnelle Beförderung des Geschäftes hoffen. Nach den heutigen Konferenzen habe ich einen Spaziergang mit Genz gemacht; Du weißt, wie interessant mir seine Unterhaltung ist. Jetzt eben habe ich von der Recamier Abschied genommen. Ich habe wenig Zeit sie aufzusuchen gehabt, sie aber jedesmal mit wahren Interesse gesehen. Ich bedenke eben, daß ich hätte in meiner Erzählung weiter zurückgehen und Dir sagen sollen, wie freundschaftlich mich Hardenberg empfing, wie er mir ein gnädiges Kabinetsschreiben des Königs mit einer feierlichen Bestallung zustellte und wie der König selbst mich mit der äußersten Güte und Freundlichkeit empfing."

✓ ... d. h. d. Genz von M. ...
Sollte die ... zu ...

Die Bestallung finde ich nicht unter den Papieren, dagegen aber das Kabinettschreiben, welches ich hier gebe.

„Mein Herr Graf. Sie sind durch die Eröffnung des Staatskanzlers Fürsten v. Hardenberg schon davon unterrichtet, daß Ihre persönlichen Eigenschaften und Ihre Verdienste den Wunsch bei Mir erregt haben, Sie in Meinen Dienst zu ziehen, und Ihnen nach dem Antrage des gedachten Fürsten und zu seiner Erleichterung das Departement der auswärtigen Angelegenheiten, unter seiner allgemeinen Aufsicht und Leitung zu übertragen. Seine Majestät der König von Dänemark, dessen Einverständniß Mir hierbei vor allen Dingen nöthig war, hat dieses auf eine für Mich sehr freundschaftliche, für Sie aber höchst ehrenvolle Weise zu erkennen gegeben und Mein in Sie gesetztes Vertrauen dadurch noch mehr gerechtfertigt. Sie selbst haben sich endlich bereit erklärt, Meinen Wunsch zu erfüllen. Ich ernenne Sie daher hiermit zu Meinem Staats- und Kabinetts-Minister mit Sitz und Stimme im Staatsrath und im Ministerium und übertrage Ihnen als Chef das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten mit einem jährlichen Gehalt von 18 000 Thalern, die Tafelgelder mit eingeschlossen, nebst freier Wohnung oder dafür zu beziehenden Hausmiegeldern. Sie werden sich vorerst nach Aachen verfügen, um dort die Geschäfte zugleich mit Meinem Staatskanzler bei der bevorstehenden Zusammenkunft mit zu besorgen, während welcher der Staatsminister und General-Lieutenant Graf v. Lottum die Leitung der zu Berlin verbleibenden Geschäfte des Departements der auswärtigen Angelegenheiten behalten wird. Ich überlasse Ihnen, mit dem Staatskanzler zu verabreden, welche Gegenstände nach Aachen zu ziehen sind; das ganze Departement werden Sie aber gleich nach Ihrer Rückkunft von dort in Berlin zu übernehmen und sich bis dahin mit dem Staatskanzler gleichfalls über die Art und Weise einverstehen, wie Sie denselben fortwährend in Kenntniß der wichtigeren Gegenstände erhalten werden. Uebrigens sollen auch in Ansicht des Departements der auswärtigen Angelegenheiten Meine in Ansehung der übrigen Ministerien und ihrer Verhältnisse zu dem Staatskanzler gemachten Anordnungen stattfinden.

Das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten zerfällt in zwei Sektionen, wovon die erste sich mit den eigentlichen politischen Gegenständen, die jetzt aus der zweiten und dritten gebildete zweite aber mit

den übrigen zu dem Ressort des Departements gehörigen Sachen beschäftigt. Die spezielle Leitung der ersten liegt Ihnen ob, die der zweiten wird, wie bisher, von einem besonderen Sektionschef, dem wirklichen Geheimen Legationsrath v. Jordan, fortgeführt, dem Ich zum Beweise Meiner Zufriedenheit den Charakter eines Präsidenten der zweiten Sektion im Departement der auswärtigen Angelegenheiten hiermit beilege. Er hat die Verpflichtung, Sie in dieser Eigenschaft von den Geschäften bei dieser Sektion fortwährend in Kenntniß zu erhalten, Ihnen die wichtigeren Gegenstände, besonders diejenigen, welche in die Politik einschlagen, vorzutragen und Ihre Entscheidung einzuholen. Insofern die Meinige nöthig ist, berichtet er schriftlich an Mich, legt Ihnen aber die Berichte vor, damit Sie Ihr *vidi* beisetzen oder Ihre Meinung beifügen. Ihnen steht die allgemeine Aufsicht über die Sektion und ihre oberste Leitung als Chef des ganzen Departements zu. Daher können Sie über Alles Auskunft fordern, auch, wenn Sie es für gut finden, den Vorträgen beiwohnen. Der *ic.* v. Jordan ist übrigens als vortragender Rath in den Sitzungen der ersten Sektion mit gegenwärtig und bearbeitet sein Fach. Sollten irgendwo noch Zweifel entstehen, so wird der Staatskanzler sie zu heben suchen, an den Ich Sie hiermit verweise.

Berlin, den 16. September 1818.

Friedrich Wilhelm.

An den Königlich dänischen Geheimen Konferenz-Rath
und Gesandten Herrn Grafen v. Bernstorff.“

Der liebe König, der um seines alten Staatskanzlers Vorliebe für den Herrn v. Jordan diese Einrichtung mit so viel Sorgfalt getroffen hatte, mußte doch seinem soeben eingesetzten Minister nachgeben und dem Geheimen Legationsrath v. Jordan die Leitung der zweiten Sektion abnehmen, und der alte Fürst Hardenberg mußte es sich gefallen lassen, daß dieser, sein Liebling, als Gesandter nach Dresden geschickt wurde, welchen Posten er bis auf diesen Tag bekleidet, nachdem er sich lange mit der Hoffnung geschmeichelt hatte, den Posten zu erhalten, der jetzt meinem Manne übertragen worden war. Diesen zwar mit Mutterwitz

begabten und nicht ganz ungeschickten, den Kenntnissen sowie dem Charakter nach durchaus nicht ausgezeichneten Mann konnte Bernstorff nicht an einer so wichtigen, ihm so nahen Stelle dulden, und so war und blieb er denn hierin ganz entschieden und so fest, daß er seinen Willen schon hier, wie später so oft in ähnlichen Fällen, durchsetzte. Er intriguirte nie; sein Wollen beschränkte sich immer auf das einfach Edle und Würdige; aber dieses mußte auch siegen; darin gab er nie und unter keiner Bedingung nach, und auf die Weise schritt er fest und sicher weiter auf den oft verschlungenen Wegen seiner Amtsführung.

Hier folge noch Einiges aus einem Brief meines Mannes vom 6. Oktober.

„Unser Tagewerk geht ununterbrochen fort. Am Sonnabend aß ich bei Metternich. Die Abende bringe ich meist an meinem Schreibpult zu. Sonntag Morgen erhielt ich den Besuch von Friß Reventlow (dem Laaländer, jüngstem Sohn des alten Ministers). Er geht als Kornhändler nach Amsterdam und will dort in einem Kaufmanns-Comptoir die Buchhalterei erlernen. So weit ist es mit dem dänischen Adel gekommen. Und doch ist für diese Jungens Alles besser als das müßige Herumtreiben. Ich behielt ihn zum Essen und fühlte es, welchen Reiz für ihn jede Stimme aus dem verlorenen Vaterlande hat. Abends mußte ich einem großen von der Stadt für die Monarchen veranstalteten Ball bewohnen. Es war eine glänzende Versammlung. Ich sah dort den Herzog von Kent und seine keineswegs hübsche Gemahlin. Interessanter war es mir, dort die guten Clausewitz zu finden, welche Deiner sehr freundlich gedachten. Ihre Ehe scheint die allerglücklichste zu sein. Du wirst sie den Winter in Berlin sehen. (Clausewitz bekleidete damals eine militärische Stellung in Aachen.) Gestern aß ich bei Michellieu, heute bei unserem alten Fürsten. Ich habe heute an Humboldt geschrieben, um auch gegen ihn ein reines Verhältniß zu haben.“

Hier habe ich noch Einiges aus unserem Leben in Dreylißkow einzuschalten. Zuerst will ich erzählen von Frau v. Löws*) mir sehr

*) Geb. Diebe von Fürstenstein, Schwester der Gräfin Charlotte Ranzau.

erfreulichem Besuch Ende September. Nach einem durch interessante Gespräche, wie fast nur sie sie zu führen weiß, bezeichneten und recht innig genossenen Tage begleiteten wir sie noch einige Meilen weit und trennten uns mit wahren Schmerz, um uns erst nach sieben Jahren wiederzusehen.

Jochen hatte nicht mehr die Freude dieses Besuches, den er sehr zu schätzen gewußt haben würde, mit uns getheilt; denn sein neuer Beruf hatte ihn zwei Tage nach meines Mannes Abreise ebenfalls hinweggeführt, nachdem er einen wahrhaft trostlosen Abschied von uns genommen hatte. Die vielen trüben Abschiede von Jochen stehen in meiner Erinnerung wie schwarze Meilenzeiger auf dem Wege meines Lebens da. Von ihnen her ist mir vielleicht die Scheu für alles Abschiednehmen geblieben, die ich nicht überwinden kann und will. Das Leben ist zu kurz für solche oft wiederkehrenden Schmerzensscenen, zumal wo sie dermaßen in die Länge gezogen werden, wie unser lieber, lieber Jochen es zu thun pflegte!

Bleich, wortlos, in stummer Verzweiflung saß er da, oft schon mehrere Tage vor dem bangen Moment.

Mariens Geburtstag hatten wir noch mit den lieben Geschwistern Fritz und Mandine vereint in Dreylühow gefeiert; dann aber verließen diese charmanten Leute den lang bewohnten Ort Dreylühow, wo sie zwar nur Gäste gewesen, mir aber immer wie die liebenswürdigsten Wirthe erschienen waren. Sie bezogen ihr schönes Eiland im Schallsee (Stintenburg), welches, schon von Klopstock besungen, auch meine prosaische Feder begeistern könnte, wenn ich mich auf eine Beschreibung desselben einlassen wollte. Den begonnenen und halbvollendeten Hausbau hatte ich in früheren Jahren oft gesehen; doch in diesem Herbst hatte die Koketterie der Erbauer mir gänzlich jeden Besuch dort verwehrt, damit mir das neue Haus mit seiner geschmackvollen Einrichtung auch recht wohnlich entgegentreten möchte, wenn ich die lieben Besitzer dort schon eingerichtet fände. Dies gelang ihnen vollkommen, und ich erinnere mich meines ersten Besuches in Stintenburg am 5. Oktober d. Js. als eines wahren Festtages. Dieser günstige Eindruck ist nie gestört, sondern nur erhöht worden mit jeder Rückkehr dorthin, wo mir immer so innig wohl war. Auch für die Kinder wurden die Wallfahrten nach Stintenburg jedesmal zu Festen, und wir bedienten uns ihrer als

Belohnungen, die ihren Fleiß und Eifer zu allem Guten mehr als alles Andere anfeuernten.

Mein armes kleines Nestkuchlein Marie kränkelte viel in diesem Herbst. Am 12. November ward ein Unfall über sie verhängt, von dem ich noch nicht weiß, wie er herbeigeführt worden ist, der mir einen großen Schrecken verursachte und in seinen unsichtbaren Folgen wohl nie ganz verwunden ward. Marietchen spielte an jenem Morgen so fröhlich bei mir, wie sie es zu meiner Herzenslust in ihren gesunden Tagen immer zu thun pflegte. Doch die Stunde ihres Mittagsschlafes schlug, und ihr Kindermädchen holte sie bei mir ab. Nach wenigen Augenblicken kehrt diese mit dem tobbleichen, zitternden und weinenden Kinde zurück; laut schluchzend, ja schreiend kündigt sie mir an, daß ein Unglück mit Marien geschehen; aber zu weiteren Erklärungen vermögen weder Bitten noch Drohungen die höchst wahrscheinlich Schuldige zu bewegen. Ich befühle die Glieder der armen Kleinen, und da sie beim Berühren des Beinchen ihre Klagen verdoppelt, auch auf keine Weise zum Ansetzen des Fußes zu bewegen ist, so wird es mir bald zu meinem unaussprechlichen Schrecken klar, daß das Beinchen wohl gebrochen sein muß. Es wird zu unserem Gutsarzt, der auch Chirurg ist, geschickt, doch weil der $1\frac{1}{2}$ Meilen entfernt wohnt, zugleich zu einem Wundarzt im nahen Städtchen Wittenburg. Dieser ist nach Verlauf einer halben Stunde da, und zufällig, wenn es überhaupt einen Zufall giebt, kommt auch der eigentliche Hausarzt Dreyer aus Hagenow zu gleicher Zeit auf den Hof gefahren. Sie erklären Beide den Bruch für einen sehr üblen, für einen Schenkelbruch, und bezeichnen dessen Stelle einige Zoll hoch über dem Knie. Es werden Schienen angelegt, zuerst nur von Pappe, und dann den zweiten Tag monströse Maschinen von Holz, so wie sie den glücklichen Bewohnern einer großen Stadt gewiß nie zu Gesichte kommen. Da lag nun das arme, holbe Kindchen, geduldig wie ein Engel und doch zweifache Pein leidend durch die Härte und Festigkeit des Verbandes und durch die Unbeweglichkeit, in der wir den ganzen Körper erhalten mußten. Es war ein Jammer, der mir tief durch die Seele ging und der Alle ergriff, welche die kleine Dulderin sahen. Sie litt an Wundfieber, an schlaflosen Nächten, und ihr schon vorher so zartes Nervensystem war durch und durch erschüttert.

Nach einigen Tagen mußte ich den Arzt bitten, den Verband zu lösen. So ungern man dies auch eigentlich thut, so drang sich hier die Nothwendigkeit davon zu sehr auf; denn das Fieber wuchs von Stunde zu Stunde. Die Schienen wurden abgenommen, und ein grauenhafter Anblick bot sich uns dar: In dem Verband war Alles Leben, weiße Maden wimmelten darinnen in scheußlicher Menge!

Damals blieb mir diese ebenso widerliche wie für das arme Kind quälende Erscheinung räthselhaft; doch später habe ich einen ganz gleichen Fall wenn auch nicht gesehen, so doch erlebt. Die alte Gräfin Karl Brühl, Mutter der Clausewitz, brach den Arm, und als auch sie nach martervollen Stunden den Verband abnehmen ließ, fand er sich auf dieselbe Weise angefüllt! Nachdem meine arme Marie von dieser Qual erlöst war, störte nichts mehr den günstigen Verlauf der Genesung.

Mein Mann kehrte am 5. Dezember zurück, aber nur zu kurzer Wiedervereinigung; denn ich durfte um Mariens willen noch nicht reisen, und er glaubte am 17. in Berlin eintreffen zu müssen.

Am 19. schrieb er mir aus Berlin, aus der Mitte einer neuen Welt, die ihm, wie er sagt, öde und fremd bleiben würde, wenn ich ihm nicht bald wieder zur Seite stände. Er schließt den Brief mit Grüßen an Fritz und Mandine, indem er hinzufügt, daß ihm bei jedem Zusammensein mit ihnen der Wunsch und die Sehnsucht wüchsen, sein Leben in ihrer Gesellschaft zuzubringen. Der zweite Brief vom 21. enthält die Reiseroute und Vorschriften aller Art, um mir die Winterreise zu erleichtern, die er unendlich fürchtet für die Kinder und für mich; aber nicht nur uns bedenkt er, sondern er ermahnt mich auch, für die Pegrand und meine übrige Umgebung Vorkehrungen gegen die Kälte zu treffen. Er selbst hatte einige Tage vorher auf dem Schlosse jämmerlich gefroren und sich dabei nur gefreut, daß ich nicht da war. Die kalten Jagden in Dreylikow und Stintenburg seien nichts gewesen gegen die Eiskälte in den großen Sälen des Schlosses, wo die Kaiserin von Rußland, Maria Feodorowna, erwartet und empfangen und ihr gleich tags darauf ein Fest gegeben wurde.



1819.

Am 29. Dezember 1818 hatte ich noch einen lieben Brief von ihm erhalten, und am 6. Januar 1819 war ich in seinen Armen, und sein treues Herz beruhigte sich für uns über das überstandene Ungemach der Reise. Die kleine Emkendorferin, ein Zögling und Liebling Tante Zulchens, Friedchen Merleß, hatte uns dorthin begleitet; ich hatte sie als Bonne für Marie mitgenommen, und sie blieb uns die treueste Stütze und Hausgenossin.

Ich fand meinen Mann wohl und geistig frisch, wenn auch auf eine Weise in Anspruch genommen, welche mich damals schon mit größter Angst und Besorgniß erfüllte, die mich seitdem vierzehn lange Jahre hindurch begleitet haben. Tags vorher, also am 5. Januar 1819, war er zuerst in den Staatsrath eingeführt worden, und den 18. d. Mts. wohnte er zum ersten Mal dem Ordensfest als Ordensglied bei. Auch diese Feier, so wichtig und erhebend sie schon für mein preußisches Herz war, erfüllte mich mit großer Angst für meinen gegen Erkältung so empfindlichen Mann; denn damals ward die Feier noch nicht im Schloß, sondern im Dom kirchlich begangen, und von da aus wallfahrtete der lange Zug der Ritter zu Fuß, das Wetter mochte nun sein, wie es wollte, nach dem Schlosse hin. Dort gab der König in den langen kalten Galerien den Hoffähigen ein Bankett, wobei die nicht hoffähigen Ritter, nachdem, auch sie gespeist worden waren, ihre Aufwartung machen durften.

Diese die Tafel umkreisenden Leutchen sollen einen recht bunten Anblick gewährt und für physiognomische Studien ein interessantes Feld abgegeben haben. Der Ernst dieses feierlichen Mahles ward diesmal durch einen kleinen Unfall unterbrochen, der leicht größer hätte werden können. Ompteda, der hannoversche Gesandte, hatte einen preußischen Orden bekommen und durch denselben einen Platz an der Tafel und zwar dem König gerade gegenüber. Als der Toast auf seine Majestät ausgebracht wird, erhebt er sich mit allen Anderen, beugt sich aber in seinem glühenden Dankgefühl weiter über die Tafel hinüber als die Anderen; der Pfropfen seiner Champagnerflasche springt gerade in demselben Moment in die Höhe und mit solcher Gewalt gegen seine Nase, daß, hätte er das Auge getroffen, dieses unfehlbar zerstört worden wäre.

Mit der Rede des Bischofs Eylert war mein Mann nicht ganz unzufrieden, sowie er auch in späteren Jahren seine Partei ergriff, wenn man diese Gelegenheitsreden unbarmherzig tadelte, ohne zu bedenken, wie nach allen Richtungen hin schwierig die Aufgabe ist, vor einem so gemischten Publikum, bei einer solchen ganz äußerlichen Veranlassung alljährlich etwas Gutes und etwas Neues zu sagen. Sind die Berliner aber in ihrem Urtheil scharf und immer bereit, zu tadeln, so war mein Mann desto milder in seinem Urtheil und einfacher in seinen Ansprüchen.

Für den 26. Januar, den Vorabend meines Geburtstages, hatten unsere Verwandten, nämlich Amerika Bernstorff und die Ahrigen, sich eine sehr hübsche Feier ausgedacht. Sie zerfiel in zwei heitere Abtheilungen; in der ersten wurden mir allerliebste Tableaux vorgeführt, von denen ich mich jedoch, außer einer spaßigen flamländischen Scene, nur des Hauptbildes erinnere, in welchem sich die älteste Tochter des Hauses, Luise, als heilige Elisabeth sehr schön und rührend ausnahm, wie sie von einem Lichtglanz, der sie durch den Schleier von Silberflor umfloß, verklärt erschien, als sie voll demüthigen Erstaunens das Wunder gewahrt, welches in ihrer Schürze das Brot in Rosen verwandelt hat.

Während des zweiten Aktes dieser hübschen Soiree, des Soupers nämlich, saß ich zwischen dem Hausherrn und dem herrlichen Gneisenau, und unweit von uns hatte Clausewitz seinen Platz gefunden.

Auf die Bekanntschaft des Generals Clausewitz, des Veters meiner Adoptivschwester, und seiner vortrefflichen Frau, geb. Gräfin Brühl, war ich schon seit Jahren gespannt. Jetzt war sie mir endlich geworden, bei einem eigens dazu veranstalteten Diner bei Freund Bonnay am 21. d. Mts.! In dem ersten Eindruck blieben ihre gutmüthige Jovialität und sein schwermüthiger, ja strenger Ernst vorherrschend. Dennoch zeigte auch er sich vom ersten Augenblicke an zuvorkommend und voll Theilnahme für mich, und da seine Marie innig entgegenkommend war, so bildete sich gleich ein freundschaftliches Verhältniß zwischen uns, an dem auch mein Mann recht herzlich theilnahm! Es hat uns fünfzehn Lebensjahre hindurch immer wachsend begleitet.

Um auf jenen heiteren Abendschmaus zurückzukommen, so muß ich hier sagen, daß die wenigen Diplomaten, Zichys, Perponchers, die gleichsam

als Hausfreunde zu der Feier geladen worden waren, sich entfernt hatten, ehe man sich zum Abendessen niederließ. Wie hätten auch diese Leute, die ihrem Beruf nach Schmetterlinge sein müssen, sich auf ein längeres Stillsitzen einlassen können? Noch dazu zu einer ihnen so früh scheinenden Stunde und zu einem längst aus der diplomatischen Mode gekommenen Souper.

Auch von eigentlichen Weltleuten war nur der alte Graf Hugo Hatzfeldt*) dort; denn die Vettern des Hauses, die Herren v. Massow, mag ich kaum dazu rechnen. Außer den Genannten erinnere ich mich dort den jungen Karl v. d. Neck bemerkt zu haben, die Ikenplitz und Dziembowskys, ferner den Geheimrath Kuhn, der mir als Erzieher der beiden Brüder Humboldt bemerkenswerth war.

Es hätte indeß von uns abgehangen, diesen Kreis zu erweitern, besonders wenn wir in die zwar verschrieene, aber doch zum Theil sehr achtbare Beamtenwelt hätten hineingreifen und dort auswählen wollen; denn in dieser finden sich sehr ausgezeichnete, vorurtheilsfreie und auch nach außen hin recht feingebildete Männer; ebenso auch unter den Gelehrten und Künstlern. Von Letzteren sahen wir am öftesten Rauch; unter den Gelehrten zählten wir späterhin Savigny zu unserem Hausfreunde, und unter den Beamten ganz vorzüglich Eichhorn. Doch im Ganzen ging meines Mannes Streben nur dahin, die vielen Beziehungen einzuschränken, sich die Ruhe im Hause zu bewahren, deren er physisch und seelisch so sehr bedurfte, seitdem er in seinem neuen Beruf fast immer über seine Kräfte angespannt war. Jetzt schon, nachdem wir eben in unserer neuen Stellung Fuß gefaßt hatten, fanden bei uns zweimal wöchentlich Reunions statt, und zwar solche, die man in früheren Zeiten Audienzsoireen nannte, wo die Gesandten sich alle versammelten, dem Minister ihre Cour machten und ihm vortrugen, jeder einzeln, was sie zu sagen hatten. Solange wir noch das Quartier in der Behrenstraße Nr. 69 bewohnten, durften wir diesen Versammlungen keine große Ausdehnung geben. Späterhin wurden Affembleen und oft sogar Bälle daraus. In den ersten Jahren war, wenn ich mich dessen recht entsinne, nur der männliche Theil des diplomatischen Corps zu diesen Konferenzen eingeladen. Nichtsdestoweniger machte ich die

*) Bruder des Fürsten, Domherr zu Hildesheim, eine Zeitlang Gesandter in Berlin und Dresden.

Honneurs dabei und Henriettchen schenkte den Thee. Das weiße Zimmer und der gelbe Salon nahmen meine ein- und ausgehende Gesellschaft auf; vor den Thüren, die nach dem blauen Cabinet führen, hielt ein Kammerdiener Wache wie ein Cherub vor des Paradieses Pforte. Diese öffnete sich jedoch, sobald einer der Gesandten Miene machte, meinen Mann allein sprechen zu wollen, der bis dahin mit mir die Kommenden empfing. Nach ertheilter Audienz kehrte er auch wieder in den Salon zurück; doch diese Konferenzen pflegten sich an jedem solcher Abende öfters zu wiederholen, und es geschah zuweilen, daß man die Herren sehr laut diskutiren hörte. Namentlich erinnere ich mich eines Streites zwischen Bonnay und meinem Mann, der sehr laut ward, so daß mich die kleinste Pause in der harmlosen Unterredung um meinen Theetisch herum peinigte, weil unterdeß die Aufmerksamkeit sich ungestörter nach jenem Heiligthum hinvenden konnte. Endlich öffneten sich die Flügelthüren, und Bonnay stürzte, noch ganz erregt, hinaus. Er schmollte mehrere Tage lang, that dann aber Abbitte. Mein Mann dagegen, der seine Fassung nie verlor, war mit derselben ruhigen Würde aus dem Cabinet herausgetreten, die ihn hinein begleitet hatte und die ihn nie verließ. Er imponirte den Gesandten, gewann aber auch in hohem Grade ihr Vertrauen.

Klarheit, Festigkeit, Konsequenz und Wahrheit blieben die Hauptzüge seiner Politik, und aus seinem Wesen leuchteten ein Ernst und eine Freundlichkeit, eine Hoheit und Milde zugleich, wie man sie selten vereint findet. Die frühe Gewohnheit, als selbständiger Vertreter der Angelegenheiten des Vaterlandes mit den Gesandten fremder Länder zu verkehren, hatte ihm eine bewundernswürdige Sicherheit des Benehmens gegen sie gegeben. Er blieb in jedem Moment, auch in dem des heiteren Scherzes, ihr Chef. Es ahnte auch wohl kaum Jemand, daß ihm diese Haltung ihnen gegenüber dennoch auf die Länge einen ihn ermüdenden Zwang auslegte, und doch hatte er dessen keinen Fehls gegen mich. Aber auch wenn ihn in anderer Beziehung die ausgedehntere Geselligkeit ermüdete und belästigte, so ward das nie sichtbar; er blieb als Wirth immer gleich heiter und liebenswürdig.

Leider muß ich mich von meinem Lieblingsthema ab dem Getriebe des Lebens, das mich umgiebt, wieder zuwenden; der einmal begonnene Faden muß ja weiter gesponnen werden, und so habe ich denn zu

berichten von einer Assemblée beim Minister v. Bülow, wo diesmal der ganze Hof, der König an der Spitze, zu erscheinen verheißen hatte. Wir durften nicht fehlen, durften uns auch an diesem Festtage der Kinder, dem 27. Januar, von ihren Bitten nicht halten lassen. Nach damals noch einfacher Sitte verfügten wir uns gleich nach 6 Uhr auf den Weg, den wir aber schon durch eine Reihe von Equipagen versperrt fanden.

Endlich, nach drei Viertelstunden beinahe, hatten wir unser Ziel erreicht, doch nicht ganz; noch blieb die Rampe zu gewinnen, und in dem Augenblick kam ein Hofwagen herangejagt, der die Reihe doch nur mit halbem Recht durchbrochen hatte. Es war der Prinz Georg von Hessen, dessen Kutscher nun auch dem unseren den Rang auf der Rampe abgewinnen wollte, dadurch einen Zusammenstoß veranlaßte, welcher mich dermaßen erschreckte, daß ich innerlich zitternd in den Saal trat, wo der König schon seine Ronde hielt. Mich erblicken und auf mich zukommen, war eins, und das Zweite war eine höchst gnädige Anrede, die mehr als gnädig, die wohlwollend und herzlich war. Für jedes Wort, welches mein neuer König mir in Freundlichkeit sagte, wußte ich ihm Dank; doch seine Aeußerungen über meinen Mann, die Anerkennung seiner Verdienste bewegten mich tief, zu tief für meine schon etwas durch die Ereignisse in Dreylißow, durch den Abschied, durch die Reise, durch die Mühseligkeit der erneuerten wirthschaftlichen Einrichtung in Berlin erschütterte Gesundheit. Am anderen Tage war ich unwohl und mußte einige Wochen das Zimmer hüten.

Luiſe und Bechtold Bernstorff wurden Mitte April von Theremin eingeseget. Seine Reden sind vortrefflich, seine Gebete wo nicht himmelftürmend, so doch innig und erhebend, sein Examen gründlich und erschöpfend. Nur das Eine habe ich daran auszusetzen, nachdem mich mein Mann darauf aufmerksam gemacht hat, daß er nämlich die Lehre über das heilige Abendmahl wie eine These hinsetzt, über die er nichts entscheidet. Die Konfirmanden zählen die abweichenden Auffassungen und die daraus entsprungenen Konfessionen der Reihe nach auf, und es bleibt ihnen überlassen, wozu sie sich halten wollen.

Amerika bewohnte in diesem Frühjahr einen Theil des ehemaligen Neußischen Quartiers, Leipzigerstraße 5, der eine gar so hübsche Sommerwohnung bildet. Von ihr aus genossen wir den schönen Garten recht, der jetzt mitsammt dem vortrefflichen Hause dem Kriegsministerium gehört.

Die sehnsuchtsvolle, ich möchte sagen erwartungsvolle Stimmung, welche das Wiederaufleben der Natur immer von Neuem in mir erweckt, ward diesmal noch erhöht durch die Theilnahme an der stillen, frommen Herzensfeier der Amerikaschen Familie, der Konfirmanden selbst sowohl als ihrer Mutter und Geschwister.

Indessen entwickelte sich der Frühling spät; denn als wir zur Feier des 22. April 1819, meiner Klara Geburtstag, nach Schönhausen hinausfuhren, fing die dortige sumpfige Gegend erst an, sich mit einem jungen Grün zu bedecken, und die mächtigen Bäume in dem herrlichen alten Park begannen erst ihre Wipfel mit jungem Laube zu schmücken. So viel schöner und kunstreicher diese königlichen Anlagen auch seitdem in ihrer jetzigen neuen Gestaltung sind, so ist es mir doch, als hätte man ihnen etwas von ihrem eigenthümlichen Charakter genommen. An jenem frohen Tage wenigstens dünkte mir die etwas verwilderte Natur dort wunderreizend. Wir ruhten lange an dem Ufer des kleinen Baches, der Panke, wo die lieblichen Hepatikas in blauer Himmelsfarbe uns entgegenstimmerten und schon Waldfänger in Menge ihre lebensfrohen Stimmen um die Wette mit denen meiner fröhlichen Kinderschaar ertönen ließen. Mein Mann hatte uns nicht begleiten können, doch der jugendliche Better Ernst Ranzau beschützte uns. Er war mir ein gar lieber und so fleißiger Begleiter, daß ich ihn meinen treuen Pudel zu nennen pflegte. Nur Eines setzte ich an ihm aus; dieses Eine war mir aber auch so zuwider, daß es mir seine Begleitung verleidete, daß ich ihm darüber mein Haus in den Gesellschaftsstunden verschloß, und dieses Eine war sein Eigensinn, sich nicht von dem sogenannten deutschen Rock trennen zu wollen. Nicht durch Vorstellungen, nicht durch Bitten, nicht durch Redereien war das Männchen zum Ablegen des deutschen Rockes zu bewegen; daß ich es an Redereien nicht fehlen ließ, würde man mir glauben, auch wenn ich nicht folgenden Zug erzählte. Wir kehrten von einer munteren Fahrt nach Charlottenburg heim; er hatte in meinem großen Familienwagen noch ein Plätzchen gefunden, welches er aber

bon gré, mal gré räumen mußte, als ich nahe vor der Stadt dem Kutscher zurief, zu halten, und dem Bedienten die Weisung gab, den Wagenschlag zu öffnen, weil der Graf noch etwas im Thiergarten spazieren wolle. Ich nahm eine so gebieterische Miene an, deutete dabei so entschieden auf seine germanische Kleidung, daß mein Jüngling heraus mußte; wir fuhren indessen rasch weiter. Da kam ihm aber seine Uebung im Dauerlaufen zu statten; er rannte davon, unserem dahineilenden Wagen voraus, erreichte die Stadt vor uns, warf sich in eine Droschke und schloß sich uns, als zu uns gehörend, an.

Auch wer sich der Geschichte jenes Zeitraums nicht erinnert, wird es mir zutrauen, daß es nicht bloß ein Mangel an Eleganz oder eine Geschmacklosigkeit war, die mich an dem Anzug meines jungen Freundes Ernst Rangkau Anstoß nehmen ließ, sondern daß ich Anderes und Ernsteres daran auszufehen fand. Die Richtigkeit dieser Behauptung will ich dadurch belegen, daß dieser vielbesprochene deutsche Rock ein Wahrzeichen der Partei war, die, noch aus den Kriegsjahren herstammend, sich in diesen Zeiten völlig entwickelte, manches Gute, aber noch mehr Uebles in ihrem Schoße trug und bald nicht länger von der Regierung geduldet werden konnte.

Am 1. Juli folgten mein Mann und ich einer Einladung nach dem königlichen Lustschloß von Charlottenburg. Dort ward die Vermählung eines Stolberg'schen Brautpaares halb en famille gefeiert, weil die Braut der königlichen Familie nahe verwandt war. Es war die Gräfin Luise zu Stolberg-Stolberg,*) Enkelin der berühmten Gräfin Richtenau, die ihren und unseren Vetter, den Grafen Joseph zu Stolberg, heirathete. Diese Feier erhielt für mich ein wahres Interesse durch die Beobachtung von des Königs herzlichem und wohlwollendem Benehmen für die Braut. In der Schloßkapelle erwarteten wir den bräutlichen Zug, den der König nach Vortritt der Hofchargen mit Gräfin Luise eröffnete. Die Trauungsrede war eben nur eine Gelegenheitsrede, von der sich wenig sagen läßt; nach derselben stürzte sich die in allen ihren Bewegungen etwas vehemente Braut auf die Hände des Königs, der sie aber mit Innigkeit an sein Herz schloß und sich während

*) Tochter der Gräfin Marianne v. d. Marck und des Erbgrafen Friedrich zu Stolberg-Stolberg.

der darauf folgenden Tafelfestigung gar vertraulich mit ihr unterhielt. Die Feier sollte mit dem Theater in Charlottenburg schließen; denn für den König gab es schon damals „pas de bonne fête sans cela!“

Die Zeit zwischen der Tafel und dem Schauspiel brachte ich recht angenehm in der äußerst unterhaltenden Gesellschaft der mir später als Frau v. Massow viel näher getretenen Gräfin Hermine Schulenburg zu. Sie war damals Hofdame der Prinzessin Alexandrine; später, nach Verheirathung der Prinzessinnen, führten sie und ihre Gefährtinnen den sonderbaren Titel von Hofdamen Seiner Majestät des Königs. Sie hat mir oft von dem neckisch-vertraulichen Ton erzählt, den der König in den engen Kreisen, in den parties carrées, angenommen, in welchen sie ihr Dienst mit ihm, mit einem seiner Adjutanten und mit der alten Hof- und Staatsdame v. Biereck zusammengeführt habe. Nie aber würde weder sie, noch eine der Anderen in Versuchung gekommen sein, seine Vertraulichkeiten mit einer ähnlichen zu beantworten, wie es im Gegentheil ihnen nie geschehen sei, den König in ihm zu übersehen und die ihm schuldige Ehrerbietung außer Acht zu lassen.

Nach den Herrlichkeiten einer Vermählung am Hofe, nach einigen ruhig in Berlin zugebrachten, nur durch die große Hitze etwas gestörten Wochen finde ich meinen Mann und mich im Reisewagen wieder. Doch ist es mir leider nicht bestimmt, mit ihm zu reisen; nein, ich bleibe in Potsdam zurück und folge ihm nur im Geiste nach dem mir unbekannt gebliebenen, ihm aber so lieben Karlsbad, wo seiner aber keine Erholung, sondern nur eine Arbeitszeit harrte. Dies betrübte mich und erschwerte die sonst kurze Trennung sehr. Dennoch gelang es mir, meinen Blick davon ab- und auf Potsdams Merkwürdigkeiten zurückzulenken; denn Sophie Legrand war mir dahin gefolgt, um mich auf meinen Wanderungen durch diese Königsstadt und ihre Umgebung zu begleiten.

Bei meiner Rückkehr fielen mir Berlins Lage mitten in seinen flachen Sandsteppen als doppelt trübselig auf, unsere Behrenstraße als recht unschön und unseres Hauses Bauart als recht gemein bürgerlich. Doch standen wir jetzt kurz vor dem Wechsel unserer Wohnung, der zugleich auch einen Wechsel in unser ganzes Dasein hineinbrachte.

Meinem Mann war seit seinem Eintritt in den preussischen Dienst die Aufgabe gestellt worden, sich eine größere Wohnung zu suchen,

entweder ein zu miethendes oder ein zu kaufendes Diensthaus. Endlich gegen das Frühjahr hin fand sich ein Hotel, welches sich als ziemlich passend erwies. Es war eben von dem reichen Bankier Schickler ausgebaut, aufs Zierlichste eingerichtet und hatte eine freundliche Lage am Dönhoffplatz. Wenn auch für die Repräsentation ziemlich beschränkt im Raum, so ersetzte es an Menge der Zimmer die fehlende Größe der Säle und bot uns eine äußerst bequeme und auch geräumige Privatwohnung; auch ein ziemlich hübscher Garten lag hinter dem Hause, welches Schickler nach Belieben des Staates käuflich oder nur in Miethe überlassen wollte. Es schien nun entschieden, und wir sollten aus unserem lieben Stadtviertel in jenes, welches mir fremd und von dem aus der Thiergarten fast unerreichbar ist, versetzt werden. Da trat Alopeus der Ältere mit dem mir höchst willkommenen Vorschlag auf, sein schönes Haus mit dem noch schöneren Garten, Wilhelmstraße 76, dem König zu verkaufen. Doch da der Kaufpreis den jenes Hauses weit überstieg, so wollte mein Mann keinen Wunsch äußern, keine Vorliebe zeigen bei der Eingabe seiner Vorschläge, die diese beiden Wohnungen betrafen.

In der Zeit, als diese Angelegenheit eben der königlichen Entscheidung vorgelegt werden sollte, lud der Staatskanzler uns zur Mittagstafel ein, und da mein Mann (es mochte dies um Ostern 1819 sein) durch einen neuen heftigen Podagraanfall verhindert war, der Einladung zu folgen, verlangte er von mir, daß ich allein dem Rufe des Herrn Oheims folgen solle. Dies ward entscheidend für unsere Umsiedlung nach der Wilhelmstraße; denn kaum sah mich der freundliche alte Mann, als er, mich in eine Fensternische führend, mir die Frage ans Herz legte, für welche der beiden Wohnungen wir am meisten Neigung fühlten. Wenn ich ihm auch ganz bestimmt für meinen Mann in dessen Sinne antwortete, daß ihm beide Häuser gleich gut gefielen, jedoch der minder hohe Preis und vorzüglich die Lage in so wünschenswerther Nähe ihm für das Schicklersche entscheidend schienen, so mochte der Fürst doch wohl in meinen Augen lesen, welcher Zusatz auf meinen Lippen schwebte, und da kam er mir mit der dringenden Bitte zuvor, ich möchte ihm aufrichtig gestehen, ob auch ich so unparteiisch bei der bevorstehenden Wahl sein würde. Da gestand ich ihm meine Vorliebe für das Alopeussche Haus, und er gab mir die Hand darauf, daß es das unsere werden solle.

Mit einigem Zagen bekannte ich meinem Mann den wörtlichen Inhalt dieser Unterredung; doch wie hätte er zürnen mögen, da, wo nur Wahrheit gesprochen, nur herzlicher Antheil erwidert hatte? Bald nachher traf die königliche Resolution ein, und jener früher Eichstadt'sche, jetzt Alopeus'sche Besitz in der Wilhelmstraße 76 ward mit Allem, was er enthielt (außer jedoch leider der Orangerie, außer der reichen Füllung der Treibhäuser), für den Staat um den Preis von 80 000 Thalern erworben.

Noch ehe mein Mann seine Badereise unternahm, hatte er mit mir alle Einrichtungen für unsere neue Wohnung besprochen, und mir blieb jetzt die Ausführung überlassen, welche mir gerade in dieser Zeit recht viele und, da ich tüchtige Hülfe hatte, auch recht angenehme Beschäftigung gab. Nur Eines war mir ebenso lästig wie bedenklich: der Bau, der jetzt so spät im Jahre erst begonnen war, mußte zum Herbst fertig sein. Denn waren auch die Empfangszimmer bei Weitem geräumiger als jene in der Nr. 25 auf dem Dönhofsplatz, so fanden sich hier dagegen bei Weitem nicht Räume genug für unsere zahlreiche Familie. Dieser Uebelstand war schon vor dem Ankauf durch die Besitzer des Hauses zur Sprache gekommen, von ihnen aber auch zugleich der Vorschlag in Anregung gebracht worden, die bedeutenden Treibhäuser in Wohnungen umzuwandeln. Die Ausführung dieses Planes mußte freilich dem Etablissement seine größte Schönheit und Eigenthümlichkeit rauben; allein die gute Alopeus machte mich darauf aufmerksam, daß die Unterhaltung dieser „hängenden Gärten“ für meinen Beutel, für meine Zeit ruinös sein würde. So ward denn der an Stelle der Treibhäuser neu aufgeführte Flügel die Wohnung meiner Nichten und Töchter und ihrer Erzieherinnen. Anstatt der Blumen sollten nun diese Pflänzchen dort herangezogen und ihre Blüthe dort zur Reife gebracht werden. Und wahrlich, ich muß es sagen, auch diese wurden eine neue Zierde; an der Stelle, wo die exotischen Pflanzen geprangt hatten, jubelte jetzt die kleine Schaar in fröhlichem Gewimmel, und aus den bald dicht mit Schlingpflanzen umrankten Fenstern guckte oft ein Schelmengesicht heraus! „Das Bauer der Mägdelein“ wurde dieser Flügel genannt oder später „der Mädchen-, der Komteffenzwinger“; aber wie verdroß dieser Scherz meine prüde Marianne, wie verbat Sophie, die Gestrenge, ihn sich so entschieden!

Im Sommer 1819 näherte sich die lange entfernt gewesene Familie Humboldt ihrer Heimath. Sie zog in Berlin ein, um es jedoch sofort wieder zu verlassen und sich in Tegel einzurichten. Meinem Mann lag es am Herzen, sie sogleich aufzusuchen, um das alte freundschaftliche Verhältniß in seiner ganzen Reinheit wieder anzuknüpfen.

An einem Sonntag Morgen was es, als mein Mann und ich und, soviel ich mich erinnere, auch die Nichten uns durch vier tüchtige Postpferde nach dem schönen Tegel fahren ließen. Die dreiviertel Meilen Chaussee wurden im Fluge zurückgelegt, und auch auf der bösen Strecke des Weges verdankten wir es der Raschheit unserer Fahrt, daß wir die Unannehmlichkeit des Wühlens durch das tiefe Sandmeer während der letzten dreiviertel Meilen weniger empfanden. Schon zweimal, bei Beginn und Schluß einer Reise, war ich diesen Weg gefahren; beide Male hatte ich verlangend durch das dichte Grün des Kiefernwaldes hinüber nach Tegel geblickt; doch läßt sich dieses von der Landstraße aus, so nahe es ihr auch liegt, mehr ahnen als sehen, und selbst der kühnsten Phantasie fällt es schwer, sich mitten in diesen gottverlassenen Sandsteppen eine schöne Dase auszudenken. Dennoch prangt sie wirklich in frischer Schönheit, und man braucht nur eben von dem großen Wege links in einen Nebenweg einzubiegen, um das Schloß mit seiner schönen Laubholzumgebung dicht vor sich zu haben.

Wir fanden eine sehr herzliche und unbefangene Aufnahme, d. h. von seiner Seite eine cordiale, von ihrer eine tief innige. Es war mir neu, diese Familie in ländlichen Umgebungen, in einem Schloßchen zu finden, welches vor hohem Alter mit Einsturz drohte, das aber eben dadurch etwas Ehrwürdiges und trotzdem etwas recht Komfortables hatte. War man nur erst die enge Wendeltreppe hinaufgeklommen, so fand man oben ein schönes Zimmer mit einem Erker, der so hübsch von alten, zwar beschnittenen, aber doch schönen Linden beschattet war. Einige Stunden verstrichen uns dort pfeilschnell. Die Ankunft mehrerer Tischgäste, Rauch, Tied, Wach und Beuth, mahnte uns erst daran, daß die Stunde unserer Abfahrt gekommen sei. Die hier genannten Künstler waren mir übrigens damals noch kaum dem Namen nach, weniger noch von Angesicht bekannt; ich war ja überhaupt noch immer fremd im eigentlichen Berlin, war damals noch im ersten Anfang meiner Eingebürgung.

Die junge Frau v. Hedemann, zweite Tochter dieses Hauses, die bald nach mir von Rom aus, wohin sie und ihr Mann die Mutter begleitet hatten, wieder in Berlin eintraf, kam mir schon damals wie einer lieben Bekannten entgegen, und ich freute mich, als ich im Herbst 1818 in die Behrenstraße zog, dadurch in ihre Nachbarschaft zu kommen: denn sie bewohnte den unteren Stock im Kasino, dem Eckhause nach der Behrenstraße. Sie war in jener Zeit noch ein lebendig frisches Bild der jugendlichen Teutonia, durch und durch eine edle Deutsche, kräftig in Wort und That, kräftig im Willen und Wirken, kräftig im Wuchs und in der Gesundheit. Dennoch schienen ihr Kinder versagt zu bleiben. Obgleich erst 18 Jahre alt, war sie schon vier Jahre verheirathet. Die Eltern hatten sie im Sommer 1814 mit dem Lieutenant oder Major v. Hedemann verlobt, und als nun im Frühjahr 1815 unerwartet ein neuer Krieg ausbrach, da vermochten sie den stürmischen Bitten des Bräutigams nicht zu widerstehen, ließen ihre 13jährige Tochter einsegnen und in derselben Woche, an dem Tage, als sie ihr vierzehntes Jahr vollendete, auch trauen! Die Vorsehung verschonte das Leben des jungen Gatten, der nach einer auch von seiner Seite brillanten Kampagne zu seiner Adelheid zurückeilte. Er hatte etwas so durch und durch Ritterliches in seinem ganzen Wesen, daß man ihn in dem Kreise der Bekannten tout court den Ritter benannte.

Ein anderes Mal begleitete ich meinen Mann nach Gliencke, wo er dem Fürsten Hardenberg über die Karlsbader Verhandlungen mit Metternich Bericht zu erstatten hatte. Ihr Endergebniß war dem Bundestage mitgetheilt worden, der es unter dem 20. als selbstgefaßte Beschlüsse promulgirte. Es galt, eine bessere Universitätsordnung zu schaffen, ein Censurgesetz für die Tagesblätter und die Gründung einer Central-Untersuchungskommission wegen der damaligen demagogischen Umtriebe, die in Mainz ihren Sitz haben sollten. Noch von Karlsbad aus hatte mein Mann eine Circulardepeſche an seine Gesandten bei den verschiedenen Höfen erlassen mit geheimen Instruktionen über die Mittheilungen, die sie diesen Höfen über das Ergebnis der eben geschlossenen Konferenzen zu machen hätten. Diese Depeſche war durch die sehr sträfliche Indiskretion irgend eines der Gesandtschaftsmitglieder bekannt geworden und hatte gerade jetzt, wo das Publikum noch so gespannt war in Erwartung der Beschlüsse, welche die Regierungen fassen würden,

einen sehr üblen Eindruck gemacht. Wäre die Geschichte dieser unseligen Bekanntmachung damals schon bis zu mir gedrungen, so würde ich für das Leben des Staatsmannes, an dem das meinige hing, gezittert haben. War doch Rogebue von einem versteckten Dolch getroffen, Ibell, Stourdza damit bedroht worden; weshalb sollte sich nicht die Hand eines frevelnden Freiheitszeloten auch gegen den Mann waffnen, der das Ruder eines so bedeutenden Staates lenkte, eines Staates, in dem man den Herd dieser demagogischen Umtriebe suchte, welche nach besten Kräften zu unterdrücken gerade er berufen war. Im vergangenen Frühjahr, als eben diese verschiedenen Mordversuche bekannt geworden waren, hatte ich einen armen kleinen Studenten mit Abschriften beschäftigt. Er kam und ging in meinem Hause aus und ein, weil es oft etwas nachzusehen und zu besprechen gab. Auch muß ich hier beiläufig sagen, daß seine Arbeiten sehr wohl gelangen; sie bildeten Sammlungen von geistlichen Liedern und Aufsätzen, deren Abschriften an Sauberkeit und Eleganz mit der Gediegenheit des Inhalts wetteifern durften. Schön und reich eingebunden, wurden sie den beiden Konfirmanden an diesem wichtigsten Tage ihres Lebens als Andenken überreicht. Dem harmlosen kleinen Schreiber aber gelang es recht wider Willen, mir einen panischen Schreck einzujagen. Ich finde ihn nämlich, in den damals so verdächtigen Rock gekleidet, allein in meines Mannes Zimmer stehen, und während ein Mißverständnis der Leute ihn da hineingeführt hat, glaubte ich an eine böse Absicht, glaubte ich einen Dolch versteckt zu sehen, da, wo nur das Ergebnis seines Fleißes ruhte. Meinem Mann selbst lagen Besorgnisse dieser oder anderer Art sehr fern. Der damalige königliche Beamte aber, welcher der Universität Berlin vorstand (auf seinen Namen kann ich mich nicht besinnen), war als sehr verzagt bekannt, so daß die Spaßvögel unter den Studenten sich den Scherz erlaubten, en corps bei ihm einzudringen und ihn, den Jagenden, von einem Zimmer und einem Reduit in das andere zu verfolgen bis vor sein Bett, in welches er sich zu verbergen suchte. Da erst kehrten sie die friedliche Seite heraus, brachten irgend ein Begehren, einen Antrag vor, der ganz harmlos war, und machten tausend Entschuldigungen über den Schreck, den sie ihrem Vorgesetzten, ihrer Behauptung nach ganz ohne es zu wollen, beigebracht hätten.

Ich wende mich so gern von diesen Odiösa ab (denn solche bleiben es, sie mochten nun im Scherz oder im Ernst berührt werden) und dem Schloß Glienicke zu, wo ich unter dem Vorwande, die gnädige Frau Fürstin*) nicht zu einer so frühen Stunde stören zu dürfen — denn wir waren beinahe vor Tag aufgebrochen —, meinen Mann nur absetzte und dann weiterfuhr, doch auch nicht bis Potsdam hinein, sondern nur bis vor die ländliche Wohnung unserer guten Freundin, der Gräfin Voss.***) Auch sie hatte ihre Morgentoilette noch nicht vollendet, empfing mich aber nichtsdestoweniger mit der ihr so eigenen herzlichen Liebenswürdigkeit. Ich theilte ihr kleines einsames Frühstück, und in ihrem traulichen Cabinet verslogen uns unter ebenso traulichen Gesprächen die Stunden pfeilschnell. Noch zu Tisch wollte mein Geschäftsmann in Berlin zurück sein und holte mich daher auch früh wieder ab. Die Rückfahrt ward für unsere Wünsche eben wie die Hinfahrt nur zu schnell zurückgelegt, weil es sich nirgends besser schwagen läßt als im Wagen.

Wir hatten auf dieser Fahrt viel häusliche Verabredungen zu treffen; unser Umzug in das königliche Diensthaus stand nahe bevor. Ich traf mit Entzücken alle dazu nöthigen Anordnungen; denn eine so bequeme, eine so freundliche und so elegante Wohnung hatte ich noch nie einzurichten gehabt. Nie noch hatte solche Einrichtung so vollständig sein dürfen, nie noch war sie ausgeschmückt gewesen mit den vielen kostbaren Kleinigkeiten, die der jetzige Geschmack im Allgemeinen fordert und zu denen auch der meine keinen geringen Hang hatte. Zu dem vom König mit dem Hause zugleich erstandenen Mobilier gehörten noch Bronzen allerlei Art, die mir bei dieser Ausschmückung sehr zu statten kamen; denn mein Mann erlaubte weder sich noch mir dergleichen ihm frivol scheinende Ausgaben. Er hatte zwar viel Sinn für das Grandiose, wollte Alles bei uns auf einen unserer Lage angemessenen Fuß gesetzt sehen, war an großartige Umgebungen und an die feinsten Formen des Geschmacks in ihrer Ausschmückung gewohnt, aber auch ebenso sehr an eine Einfachheit, die er edel nannte, die aber, verglichen mit dem, was man jetzt zu sehen sich gewöhnt hat, wirklich dürftig war und blieb. Wie er nun mein großes Wohnzimmer, das gewisse grüne, in seiner

*) Hardenbergs dritte Gemahlin, Charlotte Sophie Freiin v. Schönemann.

**) Luise, geb. Berg; ihr Gemahl war der Enkel der alten Oberhofmeisterin Gräfin Voss.

vollendeten Anordnung sah, lächelte er wohl etwas spöttisch über die vielen Etablissements darin; der offene Schreibtisch mit allen seinen Zierrathen kam ihm überflüssig vor; allein das Ganze gefiel ihm dennoch sehr gut. Die freundliche Aussicht in den Garten, die durch das große Fenster ungehindert hereinfallenden Strahlen der Abendsonne verliehen freilich meiner Ausschmückung erst den wahren Zauber! In jenen herbstlichen Tagen erfreute mein Wohnzimmer sich überdies des hell lodernden Kaminfeuers, dessen Widerschein die Fülle von Blumen und Grün röthete, welche auf einer Etagère und um sie herum vereinigt waren.

So lebendig und tief ich es auch empfand, daß das wahre Glück unabhängig von jedem äußeren Besitze ist, so konnte ich doch den Werth, den die Menschen daran knüpfen, für keinen ganz eiteln Wahn halten, wenn es galt, sich einen behaglichen Genuß des Daseins zu bereiten und sich mit anmuthigen erfreulichen Gegenständen zu umringen.

Waren sie einmal da, so gefielen sie meinem Mann recht wohl; doch schienen ihm die Mittel, ja die Zeit zu kostbar, um sie zu erwerben. Ruhe, Muße und Stille gingen ihm über Alles, und deshalb mochte er auch nichts von dem Haushalt hören, sich nicht von den kleinlichen Bedürfnissen des Lebens beeinflussen lassen. Dieses Verlangen nach einer Ruhe, in der sich die Gedanken auf etwas Höheres, auf ein würdiges Ziel richten können, griff denn auch tief in unsere Lebensweise ein.

Wir entsagten so viel wie nur möglich dem geselligen Treiben und machten unser Haus deshalb auch weniger, als es uns in anderer Beziehung hätte angenehm und ersprießlich sein können, zum Sammelplatz eines interessanten Kreises. War mein Mann in dem immer wiederkehrenden Strudel des Tages umhergewirbelt worden, so wollte er abends ganz ausspannen, sich ganz der häuslichen Freiheit hingeben können. Dennoch mußte er mir auch darin beipflichten, daß es wohl passend sein möchte, wenn wir unser Haus mit einem Ball eröffneten. Dies geschah am 8. Oktober 1819 und fiel ganz nach Wunsch aus. Ich erinnere mich von dieser der Gesellschaft und nicht dem Hofe gegebenen Festlichkeit eigentlich nur, daß sie einen Grund zu legen schien, auf den die Geselligkeit unseres Hauses sich vortheilhaft weiter aufbauen ließ. Der erste Eindruck ist oft entscheidend für den Ruf, in

den ein Haus oder vielmehr ein Salon zu stehen kommt, und dieser Ruf bestimmt mehr, als man glauben sollte, über das eigentliche Maß des Vergnügens, welches dieses Haus oder dieser Salon wirklich zu bieten vermag. Die Disposition, welche die Menschen mit hineinbringen, muß das Beste dabei thun, und diese war und blieb günstig!

Wir benutzten die Anwesenheit der Catalani in Berlin, um diese große Sängerin, die auch recht angenehmen Umgangs war, und ihren kleinen Gemahl, den eiteln Narren v. Balabrégues, einzuladen; auch eine wunderreizende Spanierin im rothsammetnen Korsetchen, mit den rabenschwarzen Haaren und den schmachtenden blauen Augen schmückte unsere Gesellschaft. Wie sie hieß, weiß ich nicht mehr, ebenso wenig, wo das Souper servirt ward, und noch weniger, ob ich selbst tanzte. Ich möchte es kaum glauben, weil ich in den zwei verflossenen Winterfaisons, als noch zu fremd in der Berliner Gesellschaft, mich alles Tanzens enthalten hatte.

Nachdem ich die Berliner Welt durch den ersten Ball ergötzt hatte, blieb mir nun eine lange Ruhezeit, die ich wahrlich mit meinen Mägdeleins wohl zu benutzen wußte. Sie waren noch ganz auf das Haus beschränkt, nur bei den Verwandten durften sie Erholung suchen; doch sie kannten keine Langweile und ebenso wenig jene leeren Träumereien, die die Seele entnerven und in uns Wünsche erwecken, die das wirkliche Leben selten zu befriedigen vermag. Deshalb bewahrte ich sie auch vor der Lektüre von Romanen; dagegen war ihnen die Dichterswelt nicht verschlossen. Ich schätze den Menschen glücklich, der dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben weiß; nur muß er seine dichterischen Träume nicht in das Leben übertragen. Die Jugendjahre meiner Töchter und der schon beinahe erwachsenen Nichten waren schön, befriedigend und heiter, weil sie rein, unschuldig und sehr thätig dahinflossen. Jede Stunde hatte ihr bestimmtes Geschäft, dafür aber auch jede Jahreszeit ihre eigenthümliche Freude. Kam der Christmonat heran und mit ihm jene winterheimliche Stille selbst in der Natur, die die häuslichen Verbindungen enger schlingt, dann gab es der kleinen Geheimnisse der Liebe und der Freude recht viel. So spät als nur immer möglich beabsichtigte ich die Nichten in die große Welt einzuführen, lange wollte ich ihnen ihr Jugend- und Unschuldsparadies erhalten; denn wie schwer ist es, im Gewühl der Welt zu leben, ohne

daß man seinem Gewissen kleine Verletzungen beibringt! Die Gemeinschaft mit der Menge, die oft auch in den vornehmsten Kreisen innerlich roh ist, wirkt so leicht nachtheilig auf jugendliche Gemüther ein. Sie aber lebten noch Tage ohne Schuld und Reue, und in dieser stillen Abgeschlossenheit erweiterte sich täglich der Kreis ihrer Empfindungen und Ideen, weil all ihr Denken und Fühlen eine Beziehung auf das Ideal des Schönen und Guten, ja auf das Ewige und Göttliche gewann.

Wenn ich so auf die frühe Vergangenheit, namentlich auf diese ersten in Berlin verlebten Jahre zurückblicke, so wird ein lebendiges Bedauern in mir rege, daß diese Einfachheit unserer Lebensweise nach und nach weichen mußte, zum Theil den größeren Ansprüchen, die die Gesellschaft an uns machte, zum Theil aber auch der Erweiterung unseres Kreises.

Damals waren jene noch gering und dieser noch beschränkt. Solange wir vollends noch das verhältnißmäßig kleine Quartier in der Behrenstraße bewohnten, da mag ich unsere Häuslichkeit wohl ein Paradies des einfachen Glückes nennen, wo sich die Liebe ihre eigene Welt bildete und das Geringste bedeutsam machte, wo jedes Plätzchen in den Zimmern, wo jeder Winkel in dem Hause durch eine Erinnerung geheiligt war, wo auch die Dienerschaft Theil an der allgemeinen Vorsorge empfing, welche Alles zu einem untrennbaren Ganzen verband, wo auch in der Thräne eine Lust, in der Sorge etwas Liebes, im Vorwurf etwas Theueres lag!

Thränen waren denn freilich in jener glücklichen Zeit nicht ausgeblieben, nicht manch kleiner Vorwurf, den ich aber auch gern hinnahm, und auch an Sorgen fehlte es nicht ganz.

Es waren wirklich pekuniäre Verlegenheiten, größtentheils nur solche, die aus meines Mannes Vorsicht mir gegenüber entstanden; er mochte und wollte nicht selbst in die Einzelheiten der Rechnungsbücher eingehen, und da er mir also die ganze Handhabe, die Verwaltung des Einkommens und der Ausgaben überlassen mußte, so glaubte er mir dadurch eine heilsame Schranke anzulegen, daß er mir jedesmal nur wenig, ich kann wohl sagen, nie hinreichende Mittel in die Hände gab. Etwas anders gestaltete die Wirthschaft sich von nun an; sie ward, was die Rechnungsführung betrifft, mit pedantischer Ordnung geleitet.

Noch jetzt besitze ich nicht nur Stöße von General- und Spezialbüchern, sondern auch alljährliche Uebersichten über die einzelnen monatweise wieder zusammengezählten Rubriken.

Der Leser wird darüber in einigem Staunen gerathen, da die Kabinetts-Ordre des Königs vom 16. September 1818 die Summe von 18 000 Thlr. als das meinem Manne bestimmte Gehalt angab. Bei der ihm bekannten einfachen Sinnesart meines Mannes, bei der mir natürlichen Sparsamkeit, von der ich mir hiermit die Ehre geben Leser in Kenntniß zu setzen, wird er gar nicht begreifen, daß unsere Wirthschaft so viel verschlingen konnte. Dennoch that sie das, und mehr als das; denn als in den späteren Jahren die großen Reisen unternommen wurden, da reichten die 18 000 Thlr. nicht aus, und es kostete jeder dieser Züge uns eine Dose, d. h. eines der nach und nach einlaufenden Ehrengeschenke; daher war denn bei dem Tode meines Mannes auch nur eine übrig, die im Jahre 1835 für mich zu Gelde gemacht worden ist. Dreylügnow trug unbegreiflicherweise schon seit Jahren und noch während einer langen Reihe von Jahren gar nichts ein, indem es zuerst immer so hieß, als könne dieses große Gut sich noch nicht von den Plünderungen und den Seuchen des Krieges erholen. Dann kamen freilich die so guten Jahre für den Landmann; aber auch die füllten unsere Beutel nicht, weil sehr kostspielige Einrichtungen für die Zukunft auf dem weitläufigen, sehr vernachlässigten Gut getroffen, Meierhöfe und Mühlen erbaut und Inventarien für neue Verpachtungen angeschafft werden mußten.

Aber 18 000 Thlr.!! davon sollte man doch glauben, daß sechs Familien wenigstens anständig leben könnten! Und bildete unser Hausstand denn nicht etwa einen Komplex von ebenso vielen Familien? Ernährten und erhielten wir nicht außer den unsrigen auch die drei Kinder Joachims, für die freilich eine bedeutende Pension entrichtet ward, die aber nicht in unsere Ausgabekasse floß, sondern nur als ein Zuschuß verbraucht ward für die vielen Pensionen und großen Leibrenten, die auf meinem Mann noch aus seines Vaters Erbschaft her lasteten.

Dann die verschiedenen Erzieherinnen, die Lehrer. Meine Mutter bildete ja gewissermaßen auch eine kleine Menage in unserer größeren. Mehrere unserer Leute waren verheirathet; des Portiers Wirthschaft befand sich unter unserem Dache. Alle Domestiken, die männlichen

besonders, waren sehr gut bezahlt; der Haushofmeister Garke, den wir jedoch eben deshalb nur kurze Zeit behielten, bekam 400 Thlr. Der Tafeldecker Arnold monatlich 15 Thlr., so auch der Kammerdiener Refß. Jeder der Bedienten, auch der Jäger und der Kutscher, erhielt ebenso viel, und wenn die drei außer Livree sich selbst kleiden mußten, aber freien Tisch hatten, so war das Verhältniß der Livreebedienten gerade umgekehrt. Zwei Hausknechte mußten wir halten, und in den ersten vier bis fünf Jahren auch einen Reitknecht in Livree. Unser Stall enthielt nie weniger als vier Pferde; denn als mein Mann das Reiten aufgab, schaffte er vier Wagenpferde an.

Eine Kuh füllte auch einen Ständer in dem zweiten Stall; zeitweise ward ihr die Gesellschaft eines Geleins mit Füllen. Die Einrichtung für das Federvieh benutzten wir wenig, weil es unseren Garten verdarb. Dieser Garten spielte eine Hauptrolle wie in unseren Vergnügungen, so auch in den Ausgaben; denn um der Treibhäuser willen mußte ein Gärtner in unserem Dienst stehen (auch 15 Thlr. monatlich) und ein Gartenknecht dazu. Nun denke man sich die vielen Feuerstellen und den Herd des Waschhauses, welche stets mit Feuerung zu versehen waren, einem so theueren Artikel in Berlin! Die Wäsche beschäftigte das weibliche Personal recht viel und recht mühsam, und ich wechselte oft mit Vorsteherinnen dieses Faches, bis mir endlich eine von mir selbst gezogene, Lotte Boldt, vollkommen genügte.

Der Koch Gosh verdient ebenfalls genannt zu werden. War er auch nicht ganz so, wie sein Gott und seine Herrschaft es hätten verlangen können, so leistete er doch als Leiter einer Küche, die zu keiner Tagesstunde stille stand, in Thätigkeit und Fleiß sehr viel.

Zu all diesen rechne man noch die Apotheke, die sich jährlich auf 300 Thlr. belief, das Honorar für Arzt und Chirurg und die zahllosen faux-frais, die auf dem Budget eines Ministers stehende Posten abgeben, und man wird die 18 000 Thlr. unterzubringen wissen.

Trotz dieser pekuniären Nöthe blieb unser damaliges Stillleben unbeschreiblich beglückend, bis eine erneute Kongressreise des theueren Hausvaters es unterbrach. Diesmal führte sein Weg ihn nach Wien, und die Abwesenheit währte vom November 1819 bis Juni 1820, wahrlich ein schweres Opfer, das er und wir mit ihm dem Vaterlande brachten.

1820.

In die Zeit der Abwesenheit meines Mannes fällt für mich, am 5. März 1820, die Freude über die Ankunft meiner Mutter, die von nun an dauernd bei uns wohnte. Kaum kann ich ihr Entzücken über unsere Vereinigung beschreiben, ihre Freude an den Kindern, ihr Wohlgefallen an unserer schönen Wohnung. Alles gefiel ihr im höchsten Grade, Alles erschien ihr paradiesisch, und nie vergaß sie die einzig hübschen Blumen-ausstellungen zu preisen, die sie schon im Hereinfahren in die Stadt vor so vielen Häusern wahrgenommen hatte. Sie war wirklich ganz wonnetrunken, die liebe, noch so ganz jugendliche Mutter mein. Damals sagte ich ihr schon, daß sie geistig und leiblich jünger sei als ich. Trotz der etwas schwerfälligen Stärke ist sie dennoch gern in Bewegung, zu Fuß oder zu Wagen, gleichviel, wenn es gilt, Jemand aufzufuchen oder ein Ziel zu erreichen, welches ein Interesse für sie hat, mag es nun so weit hinausgesteckt sein, wie es will. Sehr Vieles interessirt sie, besonders Alles, was die Natur darbietet in schönen Gegenden, an freundlichen Punkten oder in Fülle von Grün und Blumen; auch wo sie sich in den Menschen verherrlicht, in den Gaben des Geistes und Herzens, da erregt sie meine Mutter in jugendlich lebendiger Theilnahme, und so ergözte sie die Reihe der Bekanntschaften, die ihr jetzt auch noch zutheil wurden. Schon der zweite Tag nach ihrer Ankunft war der hochgefeierte 7. März, der Geburtstag unserer Cousine Amerika. Am Vormittage wallfahrteten wir en famille zu dem Geburtstagshause hin, wo sich nach und nach die Freunde alle einfanden, um ihre Glückwünsche und größtentheils auch ihre Gaben darzubringen. Die unsere bestand aus einer corbeille de nuit, die aber kein Korb, sondern ein oktogoner Kasten war, zierlich mit weißem Moiree-Seidenzeug überzogen, das recht sauber in bunter Seide gestickt war. Meiner Mutter gefiel es in diesem so sonnigen, so freundlichen, so mit Blumen ausgeschmückten Hause sehr wohl, und sie freute sich an dem Gedanken, daß auch wir es zwei Jahre bewohnt und noch dazu eingerichtet hatten.

Diese Familie war für meine Mutter keine neue Bekanntschaft; unter denen aber, die sie an jenem Vormittage bei der Gratulationscour machte, zog sie am meisten die der Madame Theremin an, der Frau des Hofpredigers. Sie ist ihr seitdem ein immer lieberer Umgang

geworden, und so haben denn diese beide Frauen manch Stündchen zusammen verplaudert an solchen Vereinigungsabenden, wo wir Anderen uns tanzend oder spielend mit der Jugend vergnügten. An diesem Abende spielten wir aber nicht mit der Jugend, sondern ließen uns von ihr vorspielen, und sie machte ihre Sache so gut, daß es nicht nur für die Eltern, sondern auch wirklich für den ganzen versammelten Kreis wahrhaft ergötzlich war. Amerika nahm dieses kleine Festspiel, sowie immer Alles, was man an dem Tage ihr zu Ehren anstellte, mit inniger Freundlichkeit und wahrer Nührung auf und erschien mir dadurch besonders liebenswürdig.

Mir waren überhaupt Amerikas Umgang, ihre Schwesertreue und mütterliche Fürsorge für mich in heiteren und in trüben Tagen sehr viel werth und unendlich lieb für meine Kinder. Ich habe in ihrem Hause der geselligen Vergnügungen recht viele genossen, und meine Kinder fanden in ihm Alles, was sie an Umgang bedurften, Alles, was ich für sie wünschen konnte, und gerade so, wie ich es wünschte. Es war auch ein beständiger Verkehr zwischen unseren Häusern. Solange wir in der Behrenstraße wohnten, vereinigten wir uns alle Morgen zu den Thiergarten-Promenaden, und da war es denn hübsch mitanzusehen, wie die Jugend sich gruppirte, wie Luise und Henriette, Sophie und Hedwig unzertrennlich waren, wie Marianne, der Liebling Aller, bei jeder Partei ihr Plätzchen fand, wie Bechtold sich neckend und scherzend zwischen den Gruppen herumtrieb, und wie Thora und Klara, mit ihrem Freunde Arthur die Vorhut des Zuges bildend, in fröhlichen Sprüngen und munterem Hin- und Herlaufen sich den Weg verdoppelten. Es hatte des Schwagens und Erzählens zwischen diesen drei Kindern kein Ende, und immer sah man sie freundlich miteinander, nie durch einen Streit entzweit.

Von dem Tage an, da wir uns in dem neuen Hause eingerichtet hatten, wurde kaum mehr an Thiergarten-Promenaden gedacht; denn man fand sich viel freier und behaglicher in dem eigenen, im Winter so geschützten und im Sommer so schattigen Garten, wo sich zur bestimmten Stunde auch die Verwandten einfanden. Auch meine Mutter ließ sich diese Garten-Promenaden recht wohl gefallen, sowie Alles, was die neue Existenz ihr bot. Auch an dem Schauspiel fand sie große Freude; sie besuchte es jahrelang beinahe täglich, indem sie einen Platz in der

Voge des Grafen Brühl, des uns befreundeten Theaterintendanten, nahm. Daß sie die Kirchen mit noch größerer Lust besuchte, wird sich bei Jedem, der sie gekannt hat, von selbst verstehen.

Während ich in meiner Häuslichkeit und mit meinen Kindern beschäftigt war, oder meinen gesellschaftlichen Pflichten nachgehen mußte, blieb meiner Mutter, welche die große Welt verschmähte, viel Muße übrig. Diese wandte sie bald auf eine sie sehr befriedigende Weise an. Sie fand einige Häuser, wo sie in den Nachmittagsstunden äußerst willkommen war, andere, wo sie abends sehr gewünscht ward. Eine ihrer ersten und sie wohl am allermeisten anziehenden Bekanntschaften war die der Prinzess Wilhelm, dieser durch ihre Stellung wie durch ihren Charakter gleich erhabenen Fürstin, dieses Musters einer edlen deutschen Frau, die schon so manchen Helden, so manchen Dichter begeistert hatte, die im Kriege den Verwundeten wie eine helfende Göttin erschienen, die auch so manchem kranken Herzen eine Frau Minnetrost geworden war. Sie stand im Verkehr mit Menschen allen Alters und Standes, indem sie dennoch um des Prinzen, ihres Gemahls, willen seine stille eingezogene Lebensweise theilte; doch findet sie bei den tausend Beschäftigungen, die sie sich macht (denn sie malt und zeichnet, lernt Sprachen und schreibt Poesien ab), noch immer die Zeit, viele Menschen zu sprechen und für Alle, die sich in Noth oder schwierigen Verhältnissen befinden, einen Rath zu haben. Sie geht in ihre Angelegenheiten, die kleineren wie die größeren, ein und besitzt eine reine menschliche Theilnahme und eine Nächstenliebe, ein Interesse für die Menschheit und für jeden Einzelnen, wie ich es nie, ohne Ausnahme, bei irgend Jemand gefunden habe. Dabei wohnt ihr so viel Sinn für alles menschlich Schöne und Gute inne, daß sie es heraushebt, wo sie es findet, und sich in Verbindung setzt mit Allem, was ausgezeichnet ist. So korrespondirte sie schon früh mit allerlei hervorragenden Männern, jungen wie alten, und umgiebt sich mit deren Bildern. Die Welt hätte darin vielleicht einen Anlaß zu Kästereien gefunden; aber in Prinzess Wilhelms Schönheit lag, was ein Dichter den Engeln zuschreibt, „sie drang ins Herz, gebot den Sinnen aber Ehrfurcht“. Diese Schönheit hatte allen Angriffen der Zeit und des Grams (den sie durch die Flucht nach Preußen und auf dieser durch den Tod eines Kindes erduldet hatte) siegreich widerstanden; ihre hohe Gestalt war noch jugendlich schlank, wenn auch von einer

schönen Fülle; ihre Bewegungen waren etwas gemessen zwar, aber desto edler; ihr Lächeln erhellte den wehmüthig-ernsten Ausdruck ihrer regelmäßig-schönen Züge, und der Glanz ihres Blickes belebte die reine Blässe ihres edlen Angesichts. Ihre Erscheinung war nicht nur würdig, sie war königlich, sie schien sogar königlich stolz; desto lieblicher ward man bei näherer Bekanntschaft durch ihre wahre und große Demuth, ja durch eine beinahe kindliche Blödigkeit überrascht. Sie war in der Häuslichkeit ihres patriarchalischen Lebens, umringt von dem Hofstaate, stets einfach-elegant gekleidet, bei größeren Gelegenheiten aber malerisch-prachtvoll, wobei sie ihrem Geschmack mehr als der Mode folgte; da ihre Toilette dann aber oftmalen etwas phantastisch ausfiel, wollte man glauben, daß sie mit Prätension ausgedacht und mit viel Kunst ausgeführt worden sei. Doch darin that man der Prinzessin unrecht, die wenig Gedanken, noch weniger Mühe und fast gar keine Zeit an ihren Anzug wendete, ihr Haar z. B. immer selbst aufsteckte und in ganz natürlich leichten Locken ringelte, die bei jedem Wechsel der Mode immer gleich blieben. Der Klang ihrer sanften, leicht bedeckten Stimme ist angenehm, wenn er auch durch den süddeutschen Accent eine Beimischung erhält, die den Eindruck der ganzen Erscheinung etwas herabzieht, d. h. sie mehr nivellirt mit anderen guten Sterblichen. So steht sie denn vor Euch, nach dem Leben gezeichnet, und ihr gegenüber denke man sich meine Mutter, diese echt vornehme Frau, deren edle Züge noch durch die frischesten Farben belebt sind, durch den beständigen Wechsel der sich darin abspiegelnden Affekte; denn sie besitzt ein reiches Herz und hat sich eine Empfänglichkeit bewahrt, wie sie sonst nur die Jugend kennt; und diese Beiden schlossen einen Freundschaftsbund fürs Leben.

Ich wende mich nun zu Henriettens Einsegnung, die am 18. April 1820 stattfand, nachdem sie einige Tage vorher mit den übrigen Konfirmanden ein öffentliches Examen sehr gut bestanden hatte. Der vortreffliche Nicolai legte die ganze Würde und Heiligkeit seines Amtes in diese Feier, den ganzen Ernst der Religion in seine Ermahnungsreden und die volle Liebe eines christlichen Seelsorgers in den Segen, den er erteilte. Henriette, das liebe, fromme Mägdlein, war tief ergriffen, ihre Schwestern erschütterte und ich sehr bewegt, aber innerlich voll Lobes und Preisens. Es war ein Großes für mich, dieses erste Kind meiner Sorge und Pflege an diesem hochwichtigen Abschnitt ihres Lebens stehen,

sie als reine, fromme Jungfrau vor dem Altar knieen zu sehen, von dem sie einen Segen mit in ihr ferneres Leben nehmen sollte, der, das mußte ich gewiß, sie bis an ihr Ende begleiten würde.

Von Henriettens Einsegnung gehen meine Gedanken unwillkürlich über zu ihrer geliebten Freundin, der holden Prinzeß Elisa Radziwill, und zu der ganzen theuren Familie, die uns so lange Jahre hindurch die treuesten Nachbarn, die liebevollsten Freunde gewesen sind. Diese Familie griff nicht nur mit ihrer ganzen Existenz dermaßen in die unsere ein, sondern ihre Stellung in der Welt und gegen die Welt war auch so ganz eigenthümlich, daß ich mich auf alle Weise dazu berufen fühle, mehr davon zu erzählen. Bei Bernstorffs früherem Aufenthalt in Berlin, 1790 bis 1794, hatte er Prinzeß Luise von Preußen, noch unvermählt, in höchster Liebenswürdigkeit glänzen und die Honneurs bei ihren Eltern, Prinz und Prinzeß Ferdinand, machen sehen. Sie war damals schon die Seele aller geselligen Kreise, in denen sie erschien, und vollends in dem elterlichen Palais, wo weder der Prinz noch die Prinzeß sie bei der Unterhaltung ihrer Gäste zu unterstützen vermochten; denn Beide waren nur dürftig begabt. Die Prinzeß-Mutter habe ich noch in Berlin vorgefunden; ihre Einladungen waren gefürchtet von Allen. Bald darauf war von einer ebenbürtigen Heirath für Prinzeß Luise mit dem Erbprinzen von Dessau die Rede gewesen. Diese Partie hatte ihr aber wenig zugesagt, und das ermutigte später den Prinzen Anton Radziwill, den der alte Prinz Heinrich besonders protegirte, um sie zu werben. Er war der jüngere Sohn eines vornehmen und reichen polnischen Hauses; doch für die Vermählung sprachen weder politische Gründe noch äußere Vortheile, und Vielen blieb die Genehmigung des Königs räthselhaft; man fand die Heirath eine Mesalliance. Dem Fürsten ward kein höherer Rang beigelegt, wenn ihn auch die verwandtschaftlichen Verhältnisse der königlichen Familie, die seine Liebenswürdigkeit lebhaft anerkannte, natürlich viel näher brachten. Er kaufte ein schönes, wahrhaft fürstliches Palais, das Schulenburgsche in der Wilhelmstraße 77, gerade gegenüber dem Palais seiner Schwiegereltern Prinz und Prinzeß Ferdinand. Dieses gehört heute, 1837, dem Prinzen Karl.

Dieses Radziwill'sche Haus ward zu einem wahren Musensitz durch des Prinzen ausübende Talente für Dichtkunst, Musik und Zeichnen; es ward aber auch zum Tempel aller häuslichen Tugenden, und von ihm

aus strahlen nun schon beinahe ein halbes Jahrhundert lang die höchsten Vorbilder von weiblicher Tugend und mütterlicher Trefflichkeit, von Menschenliebe und Freundestreue.

Solange mein Mann nur Gesandter in Berlin war, mußte die Prinzess sich gegen uns mit der Etiquette verschanzen, die damals mit derselben Strenge gegen Gesandte beobachtet wurde, die Friedrich II. eingeführt und die ursprünglich nur eine sehr billige Nothwehr gegen mehrfach erfahrene Indiskretionen dieser Herren war.

Die Prinzess hatte in der Audienz meinen Mann wie einen alten lieben Bekannten empfangen und behandelte ihn als solchen, wo sie ihm begegnete; sie bedauerte auch sehr lebhaft, nur mich allein zu ihren allerliebsten Abendzirkeln einladen zu dürfen. Da fand ich denn im originellsten Gewirr königliche Hoheiten, Gelehrte, Künstler in Kreisen vermischt, deren ausgleichendes, ordnendes und belebendes Prinzip die Prinzess war und blieb. Zuweilen fand ich die Liedertafel da, die unser Souper mit ihren Gesangsweisen erheiterte, nachdem wir vorher in dem wunderschönen, oftmals erleuchteten Garten nach Lust umhergewandelt waren und auf dem freundlichen Perron gegessen hatten. Eine Stelle dieses Gartens jedoch blieb stets dunkel und ward immer vermieden. Hohe Bäume deckten da das Grab der ältesten Tochter des Hauses, die als ein Kind von vier oder fünf Jahren in ihrer großen Lebhaftigkeit dem gerade eintretenden Kammerdiener die Theemaschine aus den Händen gestoßen hatte und einige Wochen nachher an den Brandwunden gestorben war. Die Schwestern Elisa und die kleine Wanda hatten äußerlich diese Lebhaftigkeit nicht, sondern vielmehr eine höchst anziehende Ruhe, die indes nur bei Wanda durch ihr innerstes Wesen zog. Elisas Schicksal dagegen beweist genügend, daß bei ihr die gelassene, stille Weise nur äußerlich war; aber eben diese Vereinigung von äußerer Ruhe und innerem Feuer gab ihrem ganzen Wesen den Zauber, dem Niemand, Niemand widerstand, wes Alters oder Standes er auch war.

Die Kinder waren alle gut, lebenswürdig und besonders wohl-erzogen; auch theilte die Mutter ihren Einfluß auf sie und ihre Ausbildung weder mit einem Erzieher noch mit einer Gouvernante. Eine Bonne und eine treue Seele von Unterlehrer (der noch in dem Hause lebende Herr Kubisch) mußten ihr die Kinder abnehmen, wenn Hof- oder Gesellschaftspflichten sie von ihnen trennte. Das war aber nur

selten der Fall; denn kaum sah man die Mutter anders als von ihren Kindern umringt. Der Unterricht bei den verschiedenen Lehrern ward meistentheils in den entgegengesetzten Ecken eines Saales gegeben, in dessen Mitte die Prinzess selbst, oft auch der Prinz, beschäftigt waren; er mit Zeichnen, Malen oder Musiksetzen, sie, die Prinzess, am häufigsten mit Schreiben. Ihre Korrespondenz war und blieb darum so unbegrenzt, weil sie mit beispielloser Treue all ihren Freunden, ja sogar ihren Bekannten aus den verschiedenen Ständen Nachricht von Allem gab, was sie interessiren konnte. Diese fleißige Fürstin trieb ebenfalls die schönen Künste und war emsig in Handarbeiten und Anfertigen von sehr geschmackvollen Stickereien; sie malte auch und that sich in allerlei Kunstfertigkeiten hervor.

Zu den Spazierfahrten hatte sie einen eigenen großen Familienwagen, der alle ihre Kinder und die zwei Pflegekinder aufnahm. Diese Beiden, Blanche und Louis v. Wildenbruch, waren Kinder des berühmten Prinzen Louis Ferdinand, welche die Tante wie die eigenen erzog und liebte. Blanche, ein schönes, wohl auch recht gutes, aber eitles Mädchen, heirathete später einen Herrn v. Roeder, und Louis v. Wildenbruch vermählte sich im Sommer 1837 mit Fräulein v. Langen (Hofdame der Prinzessin). Ein Vermächtniß der Prinzessin machte die von ihr begünstigte Heirath möglich und wies Beiden eine Wohnung in dem Palais an; dieses glich einer Arche Noah, es nahm immer Heimathlose auf, schien sich auch stets elastisch zu erweitern.

Im Frühjahr 1818 erlebte ich daselbst die erste Vorstellung des durch den Fürsten in Musik gesetzten Faust. Die Musik ward von dem besten Orchester aufgeführt, die Arien wurden von den Theater-sängern und -sängerinnen hinter dem Vorhang gesungen, und die Dialoge, zum Theil unter Musikbegleitung, gesprochen von der Stieh, dem Grafen Voß, dem Schauspieler Wolff und dem Herzog Karl von Mecklenburg, der seine Sache vortrefflich machte, so daß das Ganze ein wahres Meisterwerk bildete und eine einzig originelle und interessante Vorstellung abgab.

Im Frühling 1820 wurde ich mit meiner kurz vorher angekommenen Mutter nach Monbijou geladen, wo dieselbe Vorstellung in größerem Maßstabe wiederholt werden sollte. Herzog Karl, der Wirth, empfing meine Mutter mit vielen schönen Redensarten und klagte seinen Unstern

an, der es wolle, daß er, sich ihr zum ersten Mal im Leben zeigend, gleich in der Rolle des Mephistopheles erscheinen müsse. Sie war dann aber auch gerade auf sein Spiel äußerst gespannt. Wie sie zuerst den sprechenden Pudel gewahrt, ruft sie in der Zerstreuung, zum größten Gaudium des Kronprinzen, ganz laut aus: „Ei, seht den Mephistopheles!“

Beiläufig sei hier der Berliner Witz erzählt, der sich noch an demselben Abend an mehreren Straßenecken angeschlagen fand:

„Als Mensch, als Fürst, als Feldherr schofel,
Vortrefflich nur als Mephistophel.“

Wenn wir es auch feiner ausdrückten, dachten, sprachen wir doch Alle nicht viel besser von diesem Fürsten, dessen Sterbebett im Sommer 1837 jedoch so sehr erbaulich gewesen ist. Eine Lehre mehr für uns, nie hart über den Nebenmenschen zu urtheilen.

Diese Aufführung des Faust gab dem Publikum ein Aergerniß, und doch war sie wahrhaft schön; die Musik war nicht nur äußerst erhebend, sondern auch die Auswahl der Textstellen sehr vortrefflich, gereinigt von Allem, woran das Zartgefühl sich hätte stoßen können, auch von jedem der Betheiligten trefflich gesprochen.

Zu Ostern, am 28. März 1820, wurde die holdselige Elisa eingeseget. Diese heilige Feier erhielt für Elisa eine doppelte Bedeutung; denn nicht nur war sie für ihr dem Christenthum so ganz zugewandtes Herz unendlich wichtig, sondern sie schien auch dadurch den Anfang einer neuen Epoche in ihrem Schicksal bezeichnen zu sollen, daß sie auf des Königs ausdrücklichen Befehl in der Schloßkapelle vollzogen ward, wo einer längst eingeführten Hofetiquette nach nur Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses eingeseget werden dürfen. Diese Ausnahme konnte, so schien es, nur ihren Ursprung in des Königs großer Vorliebe für Elisa haben und seine Absicht andeuten, sie aus ihrer Sphäre zu sich als seine Schwiegertochter zu erheben. Doch nur die erste Voraussetzung war begründet, die zweite dagegen zu voreilig. Der König war, wie es später nur zu deutlich sich offenbarte, der Einzige seiner Familie und seines Hofes, dem die Liebe seines zweiten Sohnes zu Elisa ein Geheimniß hatte bleiben können.

Alle Freunde und näheren Bekannten des Radziwillschen Hauses waren zum Zusehen eingeladen, so auch ich mit Henriette; diese war

Elisa bis dahin fremd geblieben, aber sie hatte schon lange gewünscht, sie kennen zu lernen, und mich oft nach ihr ausgefragt. Nach der Ceremonie umarmte zuerst der König die so feierlich in den Bund der Kirche aufgenommene Elisa; dann drängten ihre Eltern und das ganze königliche Haus sich an diesen ihren Liebling heran und führten sie in feierlichem Zuge in die Gemächer des Hofes zurück. Doch an der Thür der Kapelle bemerkt sie im Vorbeigehen Henriette an meiner Seite, verläßt die Gruppe der sie umringenden Fürstlichkeiten, fliegt auf Henriette wie auf eine längst Gesuchte und Gefundene zu. „Ach! das ist ja meine Henriette!“ ruft sie und schlingt ihre beiden Arme um den Hals der also Erkannten, und von diesem Augenblicke an war der Freundschaftsbund fürs Leben geschlossen.

Die Nachbarschaft unserer Häuser und unserer Gärten war diese glücklichen Jahre hindurch vom Frühjahr 1820 an bis in den Sommer 1822 eine Quelle immer sich erneuernder Freude für meine Kinder. Es wurden Treppen über die Gartenmauer hinüber gebaut, die eine häufig benutzte Verbindung für die Jugend abgaben, und auch ich bin manchmal da hinübergeschlüpft. Die Prinzess pflegte, wenn sie uns Alle in unserem Garten wußte, oftmals oben auf der Mauer zu erscheinen, wo sich dann Alles, Alt und Jung, die Stufen hinauf gruppirt. Ich erinnere mich, daß ein unserem Kreise ziemlich Fremder (der Autor des später erschienenen Caragol, nämlich Premierlieutenant Vic) eine solche Scene am 3. Juni 1822 mit ansah und besang. Dieser Tag, Marie Clausewitzens Geburtstag, unseres alljährlich wiederkehrenden Cyanenfestes hatte auch die ganze Theilnahme der Radziwills erregt, die mit Clausewitzens von frühester Zeit an in der freundschaftlichsten Verbindung standen.

Der liebe Gneisenau benutzte in diesem Frühsommer einige ungewöhnlich schöne Tage dazu, unsere Familien im Freien um sich zu versammeln und ihnen eins der ländlichen Feste zu geben, die ihn immer so sehr erfreuen. Das erste der Art war schon im vorigen Sommer ein Dejeuner auf der Pfaueninsel gewesen. Wenn auch allem Eßbaren der Zugang zu dieser Insel verboten und das Publikum genöthigt ist, sie mit hungrigem Magen zu verlassen, so öffneten sich doch diesem Manne alle Zugänge, und wir haben oft einen großen Gewinn daraus gezogen, daß für ihn und für seine Wünsche Ausnahmen aller

Art gestattet waren. Auf einer kleinen beschatteten Anhöhe in der Nähe des Gärtnerhauses, wo die Fähre anlegt, ruhten wir nach vielen Wanderungen auf diesem schönen Eilande aus und genossen dankbar die Erquickungen, für die unser lieber Wirth so reichlich gesorgt hatte. Ein großer Vogel, wohl eine ausländische Art von Reiher, wollte das delikate Frühstück mit uns theilen und machte mir mit seinem langen Schnabel hange.

Der edle Freund wird unsere Schritte noch öfter nach dieser Seite lenken; doch in diesem Frühjahr 1820 gab er ihnen zweimal die Richtung nach Südost, am 15. April und am 20. Mai. Bei dem ersten Ausfluge begleiteten uns die lieben Amerikas. Die zahlreiche Gesellschaft, zu der diesmal nicht nur unsere gegenseitigen Familien und die Clausenwizens, sondern vor Allem die theueren Madziwills gehörten, schiffte sich an der Waisenhausbrücke in großen, geschmückten Booten ein und zog, von Musik begleitet, die dort seeartig breite Spree hinauf bis nach Stralau. Dieses Dorf ist sehr freundlich und ländlich, dem schon städtischen, aber auch hübschen Treptow gegenüber gelegen, und besonders ist die romantische Einsamkeit der etwas entfernten Kirche sehr anziehend. Am 20. Mai ward diese Partie in erweiterter Gesellschaft wiederholt. Die zahlreiche Jugend vergnügte sich und uns Zusehende mit munteren Spielen unter den hohen Bäumen. Ich erinnere mich unter Anderem der allerliebsten Brühl'schen Knaben, deren wildem Umhertummeln der bange Blick ihrer Mutter unablässig folgte. Dann erwähne ich noch der herrlichen Rückfahrt. Der Widerschein des Mondes lag glänzend und rein auf dem Wasserspiegel der Spree, ein leiser Nachtwind kräuselte ihre kleinen Wellen. Alles um uns her, die Erde, der Himmel, der Fluß, Alles war so schön und so still. Feierlich rauschte es in den Gipfeln der hohen Bäume, an denen wir dann und wann vorbeischifften. Die Gesellschaft war nach und nach verstummt, der Gesang der Jenny Brühl und Fannys rührendes Schleswiger Lied waren verklungen. Das Boot mit der Musik war etwas zurückgeblieben, so daß der verlorene Nachhall dieser fernen Töne fast geisterhaft zu uns drang.

Solche nächtlichen Stunden haben etwas eigenthümlich Erhebendes für mich; es ist mir, als müßte ich mich aus dieser engen Welt, von diesem beschränkten Leben hinweg zu den Sternen aufschwingen. Vor

der Unermeßlichkeit des Nachthimmels kann nur der Wunsch, kann nur die Sehnsucht laut werden, einer schöneren Welt anzugehören. Die Wünsche der Erde falteten sich wie die Blumen in der Nacht zusammen; aber die größeren für die Ewigkeit ziehen klar hinauf mit dem unveränderlichen Leuchten des Firmaments.

Sechs Tage später folgten wir einer abermaligen Einladung von Gneisenau nach Potsdam.

Es mochte ihm ebenso viel Freude geben, sich auf den schönsten Punkten von Berlins Umgebung von seinen Freunden und der ihm sehr lieben Jugend umringt zu sehen, wie er sich in seinem Hause einsam fühlte. Zum 10. Juli erwartete er seinen Schwiegersohn Scharnhorst mit der allerliebsten Agnes; bis dahin aber fand er sich seiner schweigsamen Tochter Ottilie und deren allzu redseliger Gouvernante allein gegenüber. Gar drollig antwortete er uns in der Zeit einmal, als wir uns nach dem Wohlbefinden seines Papageis erkundigten: „Dem geht's sehr wohl; er genießt eine zweifache Erziehung, denn von meiner Ottilie lernt er schweigen und von ihrer Gruner schwagen.“

Um in Potsdam Alles in Augenschein zu nehmen, was man sich vorgefetzt hatte, mußte sehr früh am Morgen ausgefahren werden. Dennoch versammelte sich die Gesellschaft vorher bei mir und vertheilte sich nach eines Jeden Neigung in den verschiedenen Wagen. Am Neuen Palais hielten diese an, und während alle Uebrigen dessen Säle durchstreiften, lagerte ich mich mit meiner guten Begrand auf dem Rasen; denn uns waren alle Herrlichkeiten dieses Schlosses noch in zu frischem Andenken, hatten wir es doch vor zehn Monaten aufs Genaueste in Augenschein genommen. Von da zog die Karawane nach Sanssouci, dessen Besichtigung ich mich nicht entzog, weil mir diese Räume von gemüthlicher Bedeutung waren. Wir speisten im Grünen Hause am Heiligen See.

Nach der Rückkehr meines Mannes, am 11. Juni 1820, wurde in sehr heiterer Stimmung noch eine Partie nach der Pfaueninsel unternommen. Von da ging's nach der Friedrich-Wilhelms-Brücke, wo unser lieber Feldmarschall Gneisenau für ein treffliches Mittagessen gesorgt hatte. Der Kaffee wurde auf der Terrasse servirt, von der wir eine wahrhaft romantische Aussicht hatten. Während wir uns daran ergötzten, tummelten sich die Kinder den Abhang hinab und herauf und

hatten tausend Spaß daran, auf einer zertrümmerten Bank mit Vater Gneisenau Wippen zu spielen. Mitten in dieser Munterkeit hören wir einen Zug rasch fahrender Wagen von Potsdam herankommen; wir vermuthen, daß es die königliche Familie ist, fliegen an das Gitter und stehen da nun, wir große Leute zwischen den Kleinen! Wir ernten viel verwunderte Grüße ein und haben unseren Spaß an Prinz Wilhelms tiefem Schlaf. Warum, möchte ich fragen, reizt der Anblick eines Schlafenden zu ungebührlicher Stunde immer so unwiderstehlich zum Lachen?

Von einer viel einfacher angelegten und wieder so großen Naturgenuß bietenden, noch von so stürmischer Munterkeit begleiteten Landpartie ist mir eine in ihrer Art ebenso liebe Erinnerung geblieben. Es war dies jene Fahrt, die wir, d. h. meine Mutter und ich, unsere Kinder und der liebe Verwandte Ferdinand Stolberg, im Laufe des Mai unternahmen. Ich hatte Ferdinand Stolberg zwar immer sehr gern, aber nur selten gesehen, weil ihn ein kranker Fuß lange an sein Bett und Zimmer gefesselt hatte. Doch waren schriftliche Mittheilungen zwischen uns hin und her gegangen, namentlich über den uns Beide so schmerzlich ergreifenden Verlust seines Bruders Konstantin (gestorben 1817). Diese seine Zettelkorrespondenz und die später nachfolgenden Briefe bewahre ich als Muster eines steifen, alterthümlichen Stils, der aber dennoch große Herzlichkeit und lebendige Theilnahme ausdrückt. Um jedoch nicht ganz von dieser Fahrt abzukommen, die uns nach Charlottenburg führte, hier noch Einiges von seiner Freude an der Umwandlung und Vergrößerung der dortigen Anlagen, die er früher in einer beschränkten und mehr antiken Form gekannt hatte. Wir durchstreiften sie die Kreuz und Quer und ließen keinen Punkt unbesucht, ruhten aber ganz behaglich auf mancher der hübsch angebrachten Bänke, während das Kindervölkchen, das sich bei solchen Gelegenheiten einer ungebundenen Fröhlichkeit hingab, uns umhüpfte. Erwähnte ich seiner formenreichen und doch so herzlichen Briefe, so kann ich nicht umhin, mich hier desselben Kontrastes zu erinnern, der durch sein ganzes Wesen zog, ihm aber in meinen Augen etwas eigenthümlich Liebenswürdiges gab. Er erschien mir als Typus eines Edelmannes von gutem alten Schrot und Korn, ein echter Stolberg, echt den Gefinnungen, dem Herzen, der Einfalt und Biederkeit nach; echt auch im Aeußeren, denn

er glich, wie meine Mutter, seinem seligen Schwiegervater. In diesen Beiden stellt sich die theuere Aehnlichkeit ganz deutlich dar, und auch der Stolberg'sche Charakter begegnet sich in Beiden. Diese Aehnlichkeit fiel auch dem Fremdesten auf bei der einzigen Gelegenheit, wo Beide zusammen in einer großen Gesellschaft auftraten. Es war dies bei der Gratulationscour am Geburtstage Ihrer Königlichen Hoheit unserer lieben Frau Nachbarin, am 24. Mai 1820. Wir hatten ihn eingeladen, vorher sich ein Stündchen mit uns in unserem schattenreichen Garten zu erfrischen. Da aber neckten uns die Mücken sehr, und eine hinterließ böse Spuren auf der seidenen Chausseure des Johanniter-Ritters. Doch was war dabei zu thun? Die zwölfte Stunde, in der man dort erwartet wurde, schlug, und mein lieber, etwas pedantisch ordentlicher, reinlicher Vetter mußte *bonne mine à mauvais jeu* machen und geleitete uns gar ritterlich hinüber. Ferdinand war, wie sein Bruder, Ritter des Johanniter-Ordens; doch weil er ihn noch aus früheren Zeiten hatte, wollte er sich nicht zu der jetzt eingeführten Uniform bequemen, sondern trug nach wie vor die alte, ganz in Vergessenheit gerathene. Der glückwünschende Kreis war wieder ebenso bunt zusammengesetzt, wie ich das schon früher geschildert habe, so auch die mancherlei Gaben, welche die Tische schmückten und die von Vornehm und Gering, Groß und Klein dargebracht wurden. So wie aber inmitten dieser verschiedenartigen Gaben eine vom König geschenkte köstliche hohe Vase den glänzendsten Mittelpunkt abgab, ebenso bildete seine Majestät selbst das Centrum dieser gemischten Gesellschaft; und eben weil sie so formlos bunt, aus so verschiedenen Ständen und Altern zusammengesetzt war, war unser Monarch gern in ihrer Mitte, obgleich er sonst sehr scheu ist und nicht vertragen kann, wenn zu auffallend ein Kreis um ihn gezogen und er genöthigt wird, den König zu spielen.

Wenige Tage darauf sollte der treffliche Ferdinand Stolberg heimkehren, und gewiß eilte sein Herz schon der Heimath entgegen, wo seine herrliche Maria-Agnes seiner harnte, wo seinem zahlreichen Kinderkreis der Vater fehlte, und wo auch die alten, ehrwürdigen Eltern ihn nur ungern entbehrten. Oft und viel erzählte er uns von diesem schönen Familienkreise. So verflogen uns die Stunden des Beisammenseins sehr schnell, und wir sahen mit innigem Bedauern die letzte herankommen, die auch Freund Nicolovius mit uns verlebte. Ein solches letztes Sehen

nach einer an Erinnerungen reichen Zeit, vor einem Abschied auf unbestimmt lange Trennung möchte ich eine Feier nennen, worin eine heitere Vergangenheit mit der wehmüthigen Gegenwart sich verschmilzt, und wo das Bewußtsein des Gewonnenen den Schmerz des zu Verlierenden überwiegt. Beim Scheiden reichten sich die beiden Freunde die Hände, und Ferdinand stimmte in des älteren Freundes Ausruf ein: „Immer so und ewig so.“

Nun hat mich der Faden meiner Erzählung schon wieder zu weit geführt; ich bin schon in die letzten Tage des Mai hineingekommen und habe noch nicht über die Feier des 9., meiner Mutter Geburtstag, berichtet. Hätte mir geahnt, daß Himmel und Erde die schönste Feier übernehmen würden, so hätte ich an keine andere gedacht. So aber war eine kleine Salonüberraschung vorbereitet, die nun zum Nachspiel einer schönen Gartenfeier ward. Wundervoll hatte sich dieser Garten, dessen Anpflanzungen damals von höchster Schönheit, nicht mehr zu niedrig, noch nicht zu hoch, waren, mit Blüthen geschmückt. Weißer, blauer und rother Flieder bildeten die herrlichsten Boskets, dazwischen der Goldregen und einige Büsche von köstlichem rothblühenden Weißdorn und der schöne grüne Rasen, auf dem die Spiele der Kinder sich gar hübsch ausnahmen. Als wir in das Haus zurückgekehrt waren, gestalteten diese Spiele sich auf meinen Wink kunstvoller. Thora war darauf angewiesen, in einen Harlekinsanzug, Klara in den einer Colombine hineinzuschlüpfen und sich hinter zwei Vorrichtungen, die grüne Boskets vorstellen sollten, zu verbergen, bis der Zauberer, die kleine, später mit einem goldenen Kettchen beschenkte Tochter des Tanzlehrers Lanchery, erschien und diese Büsche belebte. Noch sehe ich Klaras graziöse und Thoras drollige Sprünge vor meinem geistigen Auge, und ich freue mich, meinen kleinen Harlekin so munter zu sehen, da mir's doch eigentlich grausam vorkommt, daß ich sie trotz ihrer Verschämtheit darüber in ein Knabenkostüm gesteckt habe. Daß meine Mutter dies mit großer Liebe, daß sie die Feier im Garten mit großer Freude angenommen hatte, wird man sich nach dem früher Gesagten schon denken. Sie fühlte sich in dem kleinen Kreise von Freunden, die an dem Feste theilnahmen, sehr behaglich; wenn er aber auch viel größer und wenn viel Fremde zugegen gewesen wären, so würde sie das eben an diesem Tage nicht besonders genirt haben, und sie hätte ganz unbefangen sich als Königin

eines jeden, auch des glänzendsten Festes begrüßen lassen. Mit einer wahren Herzensdemuth und einer seltenen Unbefangenheit befand sie sich dennoch immer obenan und empfing überall Huldigungen, vom Hofe an, wo sie sich doch so rar machte, bis zu den schwarzen Herren und den strickenden Damen. Der Natur hatte sie ja auch, abgesehen von etwaigem Range in der Welt, hochgestellt durch das imposant = edle Wesen, womit sie sie begabt hatte. Sonderbar genug stand sie nicht nur erhaben über alles Gemeine, sondern auch über das Getreibe des täglichen Lebens da. Sie war immer beispieldios fremd im praktischen Leben geblieben; sie kann, mag und will nichts mit den Nothwendigkeiten der Existenz zu schaffen haben; sie will keinen Groschen von einem Schilling unterscheiden, keine Schleife binden lernen.

Vom Juni bis Oktober 1820 hatten wir das Glück, den theueren Hausvater in unserer Mitte zu haben; dann entführte ihn abermals eine Kongressreise, und zwar zum Monarchenkongreß, der von Oktober bis Dezember in Troppau tagte, dann nach Laibach verlegt wurde und sich mit den Staatsveränderungen und kriegerischen Unruhen in Spanien, Portugal und Neapel beschäftigte. Je banger und bewegter mein Herz ob der langen Trennung war, desto liebevoller zogen die Verwandten in Berlin mich in ihre Kreise, und desto mehr suchten sie diese Kreise auf allerlei hübsche Weise zu beleben. So waren auch diese Zirkel einer heiteren Geselligkeit gerade jetzt besonders belebt durch den Zuwachs, der ihnen in der Person des vortrefflichen Septi Neuß*) geworden war. Als ich ihn zuerst auf einem Balle bei Mr. Rose, dem englischen Gesandten, unter den Gästen stehen sah, war er mir freilich nur durch seine Häßlichkeit aufgefallen. Doch wie bald vergaß man diesen Eindruck, wie verwischte er sich so ganz und gar, als ich die Herzensgüte und die seltene Liebenswürdigkeit dieses vortrefflichen jungen Mannes erkannte. Seit jenem Ball hatte ich ihn nicht wiedergesehen; er war zu Hause und auf Reisen gewesen und kam nun erst nach Berlin zu seinem Regiment zurück. Er war als Graf geschieden und kam als Fürst wieder; ich glaube aber, daß ihm diese Rangeshöhung der Familie bei verhältnißmäßig geringem Vermögen recht unlieb war. Wenn er

*) Heinrich LXX. (geb. 1793), Sohn des Grafen (seit 1817 Fürsten) Heinrich XLIV. (geb. 1753) in Stonsdorf und seiner zweiten Gemahlin Auguste Freiin Kiebesel zu Eisenbach († 1805).

auch seinem Dienst treu und mit besonderem Eifer nachlebte, so blieb ihm dennoch viel Zeit übrig, die er vorzugsweise in dem Hause seiner Tante Amerika (der Schwester seiner 1805 gestorbenen Mutter) zubrachte, ob er gleich überall gesucht und gewünscht ward. Seine geselligen Gaben waren darum so einzig in ihrer Art, weil sie sich für Jung und Alt gleich erfreulich bewiesen. Mit den Aelteren unterhielt er sich aufs Lebhafteste, die Jüngeren wußte er immer auf eine allerliebste Weise zu beschäftigen und in Bewegung zu setzen. Gerade in diesen Tagen des trüben November war es, wo er zuerst die Spiele auf sinnvolle Darstellungen hinleitete, die im ersten Entstehen zwar noch recht unvollkommen ausfielen, sich aber von einem Mal zum anderen verbesserten. Und das Alles leitete er mit solch liebenswürdiger Heiterkeit ein, machte alle größeren und kleineren Einrichtungen dazu selbst mit so viel Geschick und Einsicht, bewies dabei so viel Talent, eine so unermüdlische Geduld, daß es wirklich eine Freude war, sein Thun und Treiben zu beobachten. Und warum that er das Alles? Viel weniger um sich zu amüsiren, als aus reinem Wohlwollen, nur zur Erheiterung seiner Umgebung.

Am 16. Dezember ward mir die Gunst des Schicksals zutheil, die Großfürstin (Prinzess Charlotte) wiederzusehen, die mich schon vor drei Jahren durch ihre Persönlichkeit so angezogen hatte, und die damals in dem Augenblicke ihrer Losreißung vom Vater und vom Vaterlande meine lebhafteste Theilnahme gewonnen hatte. Seitdem war ihr Vaterland auch das meine geworden, und ich wetteiferte mit meinen neuen Landsleuten im Empfinden und Bezeigen des freudigsten Willkommens. Die Liebe und der Jubel des Volkes hatten sie von der Grenze bis nach Berlin geleitet; wo sie sich zeigte, ertönte er von Neuem. Man huldigte der heimkehrenden Königstochter und mit ihr zugleich dem geliebten königlichen Vater und dem schönen Vorbilde von väterlicher und kindlicher Liebe, das Beide gaben! Die ganze Stadt feierte ein Fest des Wiedersehens, und die Aufregung der Freude legte sich lange nicht. Am 16. war es, wo die Großfürstin sich dem Theil des Publikums zuerst zeigte, welcher das Theater zu besuchen pflegt. Viele, die sich sonst dieser Gewohnheit nicht rühmen konnten, fanden sich an dem Abende ein. Die Künstler namentlich erinnere ich mich im Parterre, gerade unter der königlichen Loge, bemerkt zu haben, wie sie hinaufstarrten, um die Schönheit der Prinzess zu bewundern, die sich wirklich herrlich ent-

wickelt hatte. Die klassischen Züge hatten ihre Schärfe durch mehr gewonnene Fülle verloren, und die Gestalt war einzig schön. Ein scharlachrother, ganz mit Juwelen bedeckter Anzug hob diese Schönheit, und die Großfürstin ließ gegen uns scherzend ein Wort halber Entschuldigung fallen über ihre, wie sie es nannte, Knalltoilette. Graf Brühls Freundlichkeit hatte meiner Mutter und mir zu dieser interessanten Gelegenheit Plätze in seiner gesuchten Intendantenloge gegönnt; Clausenwizens begleiteten uns. Da diese Loge neben der königlichen lag, so stand uns nicht nur die freie Beobachtung der Glücklichen in jener Loge offen, sondern wir erhielten auch eine sehr freundliche Begrüßung von der Gefeierten, die mir nicht lebhaft genug die Freude über eine Begegnung mit meinem Manne auszudrücken wußte.

Der Wechsel des Jahres kam heran, und mit ihm schärfte sich der Trennungsschmerz von meinem Mann. Amerika wünschte die letzten Stunden des scheidenden Jahres mit uns zusammen zu verleben. Ihre Freundschaft ging mit ihrer Mutterliebe Hand in Hand; denn sie erfreute auch ihre Kinder, indem sie mir das vereinsamte Leben zu erheitern und mich sanft und linde über diesen Abschnitt hinwegzuleiten strebte. Unter allerlei Spielen und Pöffen, denen Septi immer, und vollends wenn sein Herz bewegt war, einen sinnigen, gemüthlichen Anstrich zu geben wußte, verstrich dieser Sylvesterabend. Ein Aufzug von großen und kleinen Menschen mit Janusgesichtern (sie hatten sich Masken an die Hinterköpfe gebunden und gingen rückwärts) belustigt mich bis zu Thränen. Aber auch Thränen der Rührung waren schon geflossen, als Septi mir ein ihm geliehenes Album wieder einhändigte und ich darin eine Abschrift gefunden hatte, deren Inhalt mich wunderbar bewegte. Es waren anmuthige Verse aus einer alten Chronik, die mir zu jeder Zeit lieblich, zu einer anderen aber doch nicht so rührend erschienen wären. Sie lauteten, wie folgt:

Wenn fromme Kindlein schlafen gehen,
An ihrem Bett zwei Engel stehen;
Die decken sie zu, die decken sie auf,
Die haben ein liebend Auge darauf.

Wenn aber auf die Kindlein stehen,
Die beiden Englein schlafen gehen;
Es reichet nun nicht mehr der Englein Macht,
Es nimmt der liebe Gott selber die Wacht.

Der liebe Schreiber dieser Verse selbst war dem Geiste und Herzen nach noch immer ein solches unschuldiges, frommes Kind, mit dem die Engel schon hienieden spielten, den der Herr aber zu lieb hatte, um ihn lange auf dieser argen Welt zu lassen! Eine Ahnung der Art zog damals schon durch meine Seele, und sie war es, glaube ich, die mir Alles, was er sagte und that, in einem ganz eigenthümlich rührenden Schimmer zeigte. Hat doch Gott mehrentheils schon ein heiliges Siegel der Berufung auf die Stirne derjenigen Seiner Auserwählten gedrückt, die Er früh zu Sich bescheidet. Unseren leiblichen Augen bleibt jedes Kennzeichen der Zukunft verborgen, und wenn auch dem geistigen Auge kein Verständniß darüber aufgeht, so fühlt das Herz dennoch eine ihm selbst unerklärliche Rührung im Umgang mit diesen Seelen, die nur halb noch der Erde angehören, wenn sie sich auch noch in frischer Fröhlichkeit auf ihr bewegen. Diese wahr sagende Stimme meines Innern täuschte mich auch hier nicht; denn das Jahr, welches wir mit dem Schläge Mitternacht, Glück wünschend und Segen erflehend, begrüßten, beschloß die Laufbahn des Freundes.



1821.

Im Januar 1821 traf uns die Todesnachricht des theuern alten Onkels Christian Stolberg in Windebye, die uns tief bewegte und die mein Herz im Gedanken an meinen fernen Mann doppelt empfand. Die Trauerkunde traf mich mitten in den Vorbereitungen zu den Vorstellungen, mit denen die Hofgesellschaft die Anwesenheit der Großfürstin verherrlichen wollte und in denen auch mir und Henrietten aktive Rollen zugebracht waren. Des beliebten englischen Dichters Moore poetische Behandlung der Ralla Hookh lieferte das Sujet zu diesem Festspiel, das in unübertrefflicher Vollkommenheit zur Ausführung kam. Nun glaubte ich dem Gefühl Gehör geben zu dürfen, das mir jedes öffentliche Auftreten in diesen ersten Tagen der Herzenstrauer unmöglich machte; aber

freilich täuschte ich mich in der Voraussetzung, daß der Hof mir ein solches Zurücktreten nicht verargen werde. Später wohnte ich der Wiederholung des Festspiels bei, und ich freue mich noch jetzt dieses Genusses.

Die nächsten Monate vergingen in regem Verkehr mit dem lieben Verwandtenkreise, und Anfang April war ich nach langer bitterer Trennung wieder mit meinem lieben Mann vereinigt, aber nicht zu einem ruhigen, ungestörten Genuß des Beisammenseins; denn die Geschäfte hatten sich für ihn nicht nur schmähslich gehäuft, sondern sie waren auch zum Theil höchst verwickelt und schwierig durch die von so vielen Seiten herkommenden Komplikationen. Schien auch Preußen nicht unmittelbar an den Unruhen und Wirren des Südens, Westens und Ostens betheilt, so spielte es doch eine viel zu bedeutende Rolle im großen Staatenverbande, als daß es ein müßiger Zuschauer hätte sein können. Wenn es auch nicht mit den Waffen dreinschlug, so entschied seine Politik desto mehr, und ihr hat man es größtentheils zu danken, daß das Gleichgewicht des europäischen Kolosses sich doch einigermaßen herstellte; die Aufgabe des Mannes, der das Steuer der preussischen Politik lenken mußte, war gewiß nicht gering. Sicher, fest und ohne Wanken ging mein Mann indeß seinen schweren Weg vorwärts, unangefochten durch Mißdeutungen, falsche Urtheile und ungerechten Tadel, der von solchen ausgesprochen ward, die für die Befreiung der Griechen schwärmten, ohne ihre Lage, Verhältnisse und besonders ihren Charakter zu kennen, und die es jedem Staat, auch dem fernsten, verargten, wenn er nicht Alles an die Emanzipation der Unterdrückten setzen wollte!

Die Greuelszenen, die sich in Konstantinopel abspielten, die Ermordung des Patriarchen und der zahllosen Griechen, die als Opfer der Revolution fielen, zerrissen sein Herz; doch konnten ihn diese Gefühle nicht mit einer Empörung ausöhnen, die als solche unter allen Umständen ein Verbrechen war und blieb. Nach seiner genauen Kenntniß der Verhältnisse auf beiden Seiten glaubte er auch, sich davon überzeugt halten zu müssen, daß das türkische Joch durchaus nicht schwer auf den Griechen lastete, daß sie ihrem Charakter und der Lage ihres Landes nach gar nicht dazu geeignet seien, eine selbständige Nation zu bilden. Etwas zu grell mag er die trostlose Lage dieses Landes, die Zerrissenheit der

Nationalität und die Verderbtheit des griechischen Charakters wohl aufgefaßt haben. Dennoch war er mit seinen Ansichten der Wahrheit näher als die Philhellenen, die damals schon die Luft mit ihrem Wehklagen und die Salons mit ihrem Hülfegeschrei für die in Knechtschaft gehaltenen Brüder erfüllten.

Griffen diese Griechenfreunde meines Mannes Ansichten öffentlich an, so gab es andere, sogar geachtete Mitglieder unseres Kreises, die zu tief in den Becher hineingesehen hatten, der von Land zu Land für die Freiheit umherging. Diese wollten zwar die Regierungen nicht gerade stürzen, sie wollten ihnen aber doch gern allerlei Konzessionen abgenöthigt sehen. Solchen freilich konnte die Hand nur im Wege sein, welche das Steuer fest hielt und das Schiff ruhig durch die Stürme der Zeit lenkte. Andere dagegen, und bei Weitem die Mehrzahl, waren eingeschüchtern durch Alles, was so schnell nacheinander sich in Spanien, Portugal, Neapel und Sardinien und im fernen Osten ereignet hatte. Sie glaubten unser gutes Preußenland auch bedroht und zitterten für die nächste Zukunft. Die Militärs weckten ihre Schwerter, und die Damen der Gesellschaft machten schon Pläne für einen kümmerlichen Wiederaufbau ihrer Existenz, nachdem diese mit allem jetzt Bestehenden zertrümmert sein werde.

Ich rechnete so sicher auf den guten Geist unseres Volkes, vertraute so fest auf die vortrefflichen Institutionen unseres Landes, auf den guten Sinn, der das Volk belebte, und auf die Weisheit der Regierung, daß mir solche Besorgnisse durchaus fern lagen. Wo ich sie traf, überraschten sie mich immer aufs Neue, so z. B. staunte ich die gute Gräfin Truchseß, Oberhofmeisterin der Prinzessinnen, an, als sie, meinen Arm fassend, zu mir sagte: „Glauben Sie mir es, übers Jahr sind Sie nicht mehr Gräfin Bernstorff und ich nicht mehr Gräfin Truchseß.“

Während die kleinen Geister verzagten und auch manche edlere Seele im Glauben an ihre Mitbürger schwankend wurde, sahen die Hochherzigen frischen, freudigen Sinnes der sechsten Feier des Jahrestages der Einnahme von Paris entgegen. Diesmal sollte der 30. März durch die Einweihung des Monumentes auf dem Kreuzberge verherrlicht werden. Auch ich wollte es mir nicht entgehen lassen, daran theilzunehmen; denn ich war eine gute Preußin geworden, und die Armee interessirte mich in der Gegenwart und Vergangenheit. Das Denkmal

hatte ich aufführen sehen; es hatte sich von seiner Anlage bis zu seiner Vollendung meiner beifälligen Aufmerksamkeit zu rühmen. Ich hatte die Statuen, die es zieren, öfters in den Ateliers ihrer Meister bewundert, fand ihre Aufstellung vortrefflich, freute mich der sinnreichen Details dieses Monuments, sowie seines Gesamteindrucks; es war mir immer grandios erschienen, so daß ich wahrhaft schmerzlich enttäuscht war, als ich es später von fernen Punkten aus liegen sah. Es nimmt sich kleinlich und schlecht aus, etwa wie eine Nähnadel, wie ein nach oben gefehrter Zeiger, wie die Spitze eines zugeschnitten oder von Sand verschütteten Kirchturms, höchstens wie ein Meilenzeiger. Meine Mutter, Marie Clausewitz, Henriette und ich wohnten in unserer großen Chaise der Feier bei. Wir fuhren zuerst auf dem Pflaster der ewig langen Wilhelmstraße, dann durch das Halle'sche Thor und endlich durch den tiefen Sand bis auf die mit Truppen bedeckte Anhöhe. Clausewitz begleitete uns zu Pferde. Schon unser Weg und alle nach dem Punkte hingehenden Pfade waren bedeckt mit Menschen, mit fröhlichen Wallern, munter sich tummelnden Reitern und stolzen Equipagen. Es war eine wahre Lust, dieses fröhliche Drängen und Treiben mit anzusehen. Schön war die Haltung der Truppen und erfreulich der Jubel, mit dem sie ihren König bewillkommneten. Einen herrlichen Anblick gewährte es, als der König an der Spitze des reichen und mit Orden bedeckten Gefolges erschien; er selbst völlig einfach, und doch so ganz König, so ausgezeichnet vor allen Anderen. An dem Tage habe ich ihn zuletzt rasch reiten sehen und mich daran erfreut, ohne zu ahnen, daß es das letzte Mal sein werde. Er ritt die unabsehbar lange Front einer dünn aufgestellten Kolonne entlang; der Blick vermochte kaum zu folgen, so schnell entchwand er in der Ferne. Der geistlichen Feier wohnten wir bei, ohne die Worte des Geistlichen zu verstehen; doch deren bedurfte es hier gar wenig, wo die Erinnerung schon zu so feurigem Dank entflammte.

In meinen Dank mischte sich auch manch bittender Seufzer für einen armen, franken Helden der letzten Kampagne, dem es unjählich schwer geworden war, an diesem Tage daheim bleiben zu müssen. Es war unser guter Prinz Septi Reuß, der schon durch dasselbe Uebel, welches ihn uns ein halbes Jahr darauf entriß, an sein Bett gefesselt war. Damals täuschte er sich noch ganz über die Natur seiner Krank-

heit; doch als diese bald reißende Fortschritte machte und die Aerzte von ihm begehrt, daß er den Dienst und vor Allem die Stadt verlasse, da forderte er schweren Herzens seinen Abschied. In den späteren Tagen des großen Frühlingsmanövers, als er die Kameraden an seinem Fenster vorbeiziehen sah oder doch hörte, konnte er seine Bewegung kaum bemastern. Er ließ seine Uniform und alle dazu gehörigen Montirungsstücke vor sein Bett hinlegen und behielt sie die ganzen Tage über im Auge. Der liebe Mensch war am 8. März erkrankt, nachdem er mit schon recht siechem Körper sich's nicht hatte nehmen lassen, mir in allen Anordnungen zum 7. d. Mts., seiner Tante Amerika Geburtstag, beizustehen. Er war bei den Proben als Seele des Ganzen sehr thätig gewesen und hatte dann seine Rolle, einen alten Diener, vortrefflich und nur zu rührend gespielt. Ein Monolog besonders, den er sich in den Mund gelegt hatte, war gar zu ergreifend, weil er auf ihn selbst, auf die Erfüllung seines Schicksals hindeutete.

Von diesem in der Erinnerung von einem Geist der Wehmuth überschatteten Fest wende ich mich einer sehr fröhlichen und in durchgehend scherzhafter Laune gehaltenen Feier bei Radzivilis zu, deren silberne Hochzeit nur im Familienverein begangen wurde. Die Freunde hatten allerlei Ueberraschungen ausgedacht, unter anderen einen allerliebsten Hochzeitszug von Kindern, die Eltern als Brautpaar darstellend, alle angezogen und ausstaffirt, gerade wie die Mode es vor 25 Jahren gebot, und insbesondere so, wie das Brautpaar und das Gefolge zu diesem Hoffest angethan gewesen waren. Die Duodez-Hochzeit nahm sich nun gar zu allerliebft aus, und namentlich waren die kleinen Brühls mit ihren gestickten altfranzösischen Röcken, Chapeaubas und den dicken Beinchen en escarpins sehr drollig. Die kleine Braut, Wanda, sah, wie Augenzeugen von ihrer Eltern Vermählung versicherten, der damaligen Braut sprechend ähnlich, und ihre erste Hofdame, Emilie Zeuner junior, stellte ebenfalls sehr anmuthig-komisch ihre gleichfalls anwesende Tante Pauline Keale vor, welche eben an dem Tage vor 25 Jahren zuerst ihren Dienst als Hofdame angetreten hatte.

Die königliche Familie war in diesem Winter durch die Gegenwart der damals schon ungewöhnlich beweglichen Großfürstin in ein abwechslungsreicheres Leben als bisher hineingekommen. Der König gab seiner Tochter zu Ehren öfters Feste, und diese ließ sich von den

Privatleuten, mit deren Stellung es sich vertrug, auch gern fetiren. Alopeus, der russische Gesandte, hatte es nicht an Vällen fehlen lassen. Da nun aber mit dem Frühjahr die Zeit der Abreise seiner Fürstin herannahte, war er darauf bedacht, sie auf besondere Weise zu unterhalten. Es schien, als käme der Himmel seinen Wünschen entgegen; denn der Maimonat kündigte sich ungewöhnlich schön an. Die ersten Tage waren wahre Sommertage; da ihnen ein schöner April vorausgegangen war, so hatte man sich daran gewöhnt, der Witterung mehr Vertrauen zu schenken, als sie in unserem Klima jemals verdient. Darum fand man es ganz natürlich, von Alopeus zu einem dejeuner dansant im Freien eingeladen zu werden, und wunderte sich weder über die großen Vorbereitungen, die er dazu traf, noch über die an ihm schon so gewohnte, gutmüthig prahlende Weise, Stadt und Land mit den Erzählungen von dem, was er vorhatte, zu erfüllen. In seinem schönen Garten*) an der Spree hallten Tag und Nacht die Hammerschläge der Arbeitenden wieder; es wurden Pavillons errichtet und Fußböden zu Tanzplätzen unter Gottes freiem Himmel gelegt. Doch dieser Himmel, der bis zu dem Balltage so klar und blau wie ein italienischer gewesen war, verdunkelte sich am Festtage; kalte Winde wehten, die Natur lehnte sich wider das Fest auf. Noch wäre es freilich Zeit gewesen, es in die schützenden Mauern des Hauses zu verlegen; aber der Wirth wollte seine Anstalten nicht vergebens gemacht haben und ließ die verschiedenen in den Bostets versteckten Musikchöre ihre Walzer aufspielen. Ich winkte gerade Henriette, daß sie eine etwaige Aufforderung zum Tanz ablehnen solle, als Prinz Wilhelm (Sohn) ihr die Hand reichte, und ich es mit stummer Sorge ansehen mußte, wie der Wind ihre Kleider hob, während sie sich im raschen Walzer drehte. Die Bewegung hatte endlich über die Kälte der Temperatur gesiegt, als das Dejeuner servirt und Henriette an einem Tisch der Prinzen placirt wurde, und zwar zufällig so, daß sie mit noch einigen anderen jungen Damen außerhalb des schützenden Zeltdaches zu sitzen kam. Der längst schon drohende Regen begann kalt herunter zu tröpfeln, und ich konnte mich meines behaglichen Platzes in dem Pavillon der Kaiserin nicht freuen, weil ich aus dem Fenster gerade auf Henriettens un-

*) Jetzt Holzplatz. Das Haus ist später zu einer militärärztlichen Bildungsanstalt, der sogenannten Pepiniere, umgestaltet worden.

geschützten Platz sah. Endlich aber hatte sich die Gesellschaft in die Wohnräume zurückgezogen und vergaß da die Drangsale der früheren Stunden. Doch meiner harrten dort andere, für mich ganz neuer Art. Ich tanzte nämlich, mußte es aber erleben, daß zwei meiner Tänzer aus meinen Armen (denn anders kann ich die Stellung beim Walzer doch eigentlich nicht beschreiben) nacheinander auf die Erde hinstürzten. Wenn ich nun gleich auch aufrecht und ganz fest auf meinen Füßen stehen blieb, so war mir doch die Art von Ridicule, die dies auf mich lud, höchst unangenehm, und lange Zeit hindurch war ich ein wenig erbittert gegen diese Helden der Ungeschicklichkeit, deren Namen und Person ich jedoch jetzt gänzlich vergessen habe. Ich hätte, um meinen Unfall gering zu finden, mich an den erinnern sollen, der meine gute Emilie Zeuner in der Neujahrsnacht 1800 betroffen und ihr mit größerem Recht einen tragischen, einen nie zu überwindenden Eindruck gelassen hatte. Auch sie tanzte, auch ihr Tänzer (ein Herr v. Dorville) sank zu ihren Füßen nieder; aber anstatt sich, wie die meinen, eilends wieder aufzurichten, blieb jener leblos liegen; der Tod hatte ihn gezeichnet. Man hat sich diesen Todesfall auf mancherlei Weise erklären wollen, doch keine hat genügend scheinen können. Die ärztlichen Aussprüche stimmten dahin überein, daß zu enge Kleidung, namentlich die engen Strümpfe, ihm einen Schlaganfall zugezogen hätten.

Erst um 2 Uhr nachts kam man heim; man hatte also 15 bis 16 Stunden geschwärmelt, und sich doch nicht gelangweilt? Nein, in der That nicht, und um das jetzt zu begreifen, muß ich mich an die gesellschaftliche Stimmung jener Zeit erinnern. Es herrschte wirklich ein feiner, hübscher Ton in der damaligen Berliner großen Welt und eine Heiterkeit, wie ich sie später oft vermißt habe. Diese Heiterkeit theilte sich vom Hofe aus der Gesellschaft mit. Wo die Großfürstin in ihrer Glorie von Lieblichkeit und Anmuth mit dem Gefolge ihrer Brüder, dieser noch übermüthigen, jugendlichen Prinzen, voller Scherze und witzigen Poffen erschien, da brachte sie Fröhlichkeit mit.

Ein ähnliches Fest wie dieses brachte der Zufall bald darauf zuwege, und wenn es auch eigentlich gar nicht vorbereitet war, fiel es dennoch brillanter und hübscher aus als das eben beschriebene. Es war der 24. Mai, der Geburtstag der allverehrten Prinzessin Luise Radziwill, der Hof und Stadt schon in den frühen Vormittagsstunden

vereinte. Der Prinz hatte ein großartiges Dejeuner in den Sälen und Galerien seines Palais serviren lassen. Nach demselben, als die Stunde des Aufbruchs herangekommen war und die Großfürstin sich schon entfernt hatte, ward man dringend gebeten, zu bleiben, und ich noch überdem mit Bitten bestürmt, meine Kinder herüberholen zu lassen. So warf ich mich denn in den ersten besten Wagen, fuhr herum und brachte ebenso viel Freude wie Verwunderung mit, als ich die Einladung verkündete und eiligst die Toiletten anordnete. Umgeben von meinen sechs Mägdelein kehrte ich in das Palais zurück. Die Thürflügel des Gartensaales wurden mir geöffnet; denn der größeren Kühlung wegen hatte sich die Gesellschaft hinabverfügt. Dieser Saal ruht auf Säulen, die gewissermaßen den Tanz störten, doch aber etwas Malerisches in die Bewegungen der Touren brachten. Als wäre es gestern gewesen, so deutlich entsinne ich mich noch der Ueberraschung beim Anblick, der sich mir bot, als ich in den Saal trat und einige Augenblicke bewundernd oben auf der ersten Stufe der kleinen Treppe, die ins Innere hinabführt, verweilte. Die Großfürstin war in einer eleganten Balltoilette zurückgekehrt, die aus einem Kleid von Seidentüll, aufs Feinste mit Stroh gestickt bestand, in den Haaren einen Kranz von Kornblumen und reifen Aehren, dazu einen Schmuck von großen Diamanten und Saphiren.

Wir Anderen hatten unsere Toilette, die zwischen Negligeé und Pug variirte, nicht gewechselt; die meine zeigt Euch (ich denke, Ihr lest dies mit dem Interesse, mit dem man die Details einer uralten Chronik hinnimmt) ein Musselinkleid mit $\frac{3}{4}$ Ellen hoher gestickter Borte, welches, über rosa Atlas gezogen, durchaus in rosigem Licht schimmerte, eine einfache Perlschnur um den Hals und eine volle blaßrothe Rose im Haar. Man sah der Jahreszeit und dem Tageslicht zu Ehren viel Vergiftmeinnicht- und Veilchenkränze, viel himmelblaue, einige dunkelblaue und lila Toiletten; keine Art aber von gelb, welche Farbe damals ganz verpönt war, auch kein Gemisch von bunten Farben, wie die späteren Moden sie so gern zusammengebracht haben. Als der Abend angebrochen und die freundliche Wirthin es innegeworden war, daß die Gesellschaft, immer munterer werdend, an kein Auseinandergehen dachte, wurden die oberen Säle erleuchtet, und man ging, die Musik voran, en polonaise die schönen, breiten, mit reichen Teppichen belegten

Treppen hinauf, tanzte da fort und fort, ließ sich ein *souper dans toutes les formes* wohlschmecken und tanzte wieder bis zum lichten Morgen. Während die Damen sich abkühlten, prellten die Herren einige Individuen, die sich mit Bonhomie diesem Possenstück hingaben (nicht aber auf Betttüchern wie Sancho Pansa, sondern auf den Armen der munteren Jünglinge wurden die Kleineren der Gesellschaft in die Luft geprellt), und so endete dieses kolossale Fest. Für mich aber hatte das große noch ein kleines, ein eigentliches Familienfest, enthalten; denn meine dort so freundlich begehrte Jugend hatte die Freuden des Tages mit naiver und sehr mittheilender Munterkeit gerade so genossen, als wären sie zu Hause und ich die Primadonna des Festes. Diese Ansicht äußerten die kleinen Dinger auf eine drollige, ihre Gönner, die Radziwills, sehr belustigende Weise, und auch die gütigen Prinzessinnen des königlichen Hauses fanden Wohlgefallen daran. Während eines Walzers ruhte die Großfürstin in einem Kreise von zuschauenden Damen. Neben sich hatte sie meine Mutter placirt, und zu ihren Füßen auf Schemelchen saßen Thora und Klara; Mariechen stand von ihrem Arm umschlungen neben ihr. Da walzte ich an ihnen vorüber, und siehe, die vorwitzigen Kinderchen klatschten mir mit der ganzen Kraft ihrer Händchen Beifall zu, und dieser Applaus wiederholte sich, von ihrer hohen Gönnerin unterstützt, so oft mich meine Tour wieder an diese Gruppe heranzuführte. Ich darf es wohl gestehen, daß diese Ausgelassenheit die kleinen Mägdelein allerliebste kleidete, daß sie überhaupt damals eine Periode von großer äußerer und innerer Anmuth hatten, daß sie reizende kleine Geschöpfe waren. Marie, das „Märchen“ der Radziwills, von der Großfürstin nur „Feenmärchen“ genannt, behielt in ihrer Fröhlichkeit doch immer etwas Bartes und in so großer Versammlung etwas Schüchternes, wodurch sie nur noch anschmiegender und dadurch anmuthiger ward. Klara glühte im Entzücken und ward dadurch entzückend, Thora blickte frisch und freudig, wenn auch gewöhnlich sinnig ins Leben und in die Gesellschaft hinein; doch war auch hier Klara ihre Stütze, ihr Stolz, ihre Wonne.

Meine liebe Mutter half mir gar schön die Honneurs machen für die künftige Kaiserin, als sich diese zu einem Fest bei mir angesagt, oder vielmehr als mir es der Großfürst nahe gelegt hatte, ihm mein Haus zu öffnen, ein Haus, welches er früher, als es noch Alopeus

gehörte, bewohnt hatte, und von dem ihm liebe, sich auf seine glückselige Brautwerbung beziehende Erinnerungen geblieben waren. Zu einem kolossalen Fest wie das Radzwillische eignete sich dieses Haus gar nicht; seine Säle würden nicht einmal hingereicht haben, den zahlreichen Hof und die vielen zu ladenden Tanzenden zu fassen, wenn nicht eben die vorgerückte Jahreszeit ihre Reihen schon gelichtet und auf diese Weise unseren Wunsch unterstützt hätte, nicht eine allzu große Gesellschaft einzuladen. Ich würde gar zu gern den schönen Garten zum Schauplatz des Festes gemacht haben, um so lieber, da in ihm der vom Großfürsten gepflanzte Lebensbaum grünte. Aber die Eingänge eigneten sich nicht dazu. Nun verpflanzten wir den Garten in das Haus und gaben dadurch dem grandiosen Flur ein romantisches Ansehen. Die Säulen, die ihn tragen, waren mit Kränzen umwunden, auch die Säle mit blühenden Stauden ausgeschmückt. Das gewöhnliche kleine Eßzimmer, welches das Entree bildete, war durch eine vom italienischen Maler Giuseppe Pelicia recht geschmackvoll angefertigte Dekoration abgetheilt und in grünen Nischen waren Buffets angebracht worden, in denen weiß gekleidete Donnas den Thee einsenkten. Das Souper ward für die Vornehmeren und die Damen im oberen, für die übrigen im unteren Stockwerk servirt. Mein grünes Zimmer hatte sich in einen Eßsaal verwandeln müssen, wohin ich die Prinzessinnen und Excellenzen führte.

Im sogenannten Königszimmer, wo der Hof sich zuerst versammelt hatte, ward während des Tanzes eine Tafel für den König und die von ihm genannten Damen, zehn bis zwölf an der Zahl, ausgerichtet. Ich hatte mich aus Bescheidenheit nicht an diesen Tisch gesetzt, sondern ging ab und zu, die Honneurs machend, und fand die Majestät immer recht munter. Sie hatte Henrietten, die mit an dem Tisch soupirte, durch eine Frage nach dem Wappen des Silberzeuges in Verlegenheit gesetzt. Da unseres nicht ausreichte, hatten wir das fehlende von dem Freunde Reventlow geborgt. Weil dies nun viel schöner als das unsrige war, so hatte man es auf die Tafel des Alles bemerkenden Königs gelegt, der nun wissen wollte, wessen Wappen es trüge. Der König bewunderte später auch die ungeheuren Vasen von russischem Marmor, die in den zwei Winkeln des gelben Saales stehen; da erklärte ich ihm, daß sie sein Eigenthum seien. Er lachte und sagte, er habe sich nicht so reich

geglaubt. Uebrigens trägt das Zimmer nicht etwa von dieser festlichen Gelegenheit her den Namen, sondern weil des Königs Bildniß es zierte; wir hatten es anfertigen lassen, um ihm die Stelle zu geben, welche bis dahin das Bild der Kaiserin Katharina eingenommen hatte. Dieses ungeheure Gemälde, welches wir später dem Hofmarschallamt überantwortet haben, stellte die Kaiserin in ihrer ganzen Größe dar, die Schleppe von einem Mohren getragen. Sehr zufrieden, wie es schien, verließ uns gegen Morgen der Hof. Prinzess Alexandrine warf sich meiner Mutter um den Hals und rief: „Ach, wie gut habe ich mich bei Ihnen amüßirt!“ Viel früher als die Gäste waren meine Kinder fort und zu Bett geschickt worden, nachdem sie sich beim Honneurmachen sehr wichtig geglaubt hatten. Sie sahen sehr niedlich aus; alle sechs waren sie gleich gekleidet in weißen Kreppröcken, mit rosa besetzt und rosa Schneppentailen. Dieser Staat blieb vorerst ihre Uniform bei jeder größeren Gelegenheit. Im vergangenen Jahre hatten sie eine ähnliche Uniform getragen, die auch ich bei kleineren Familienvereinen nicht verschmähte. Es waren ganz frische rosa halbseidene Kleider, klein karvirt und mit dicken weißen Tüllrüschen besetzt.

Mit dem 26. Mai 1821 schlossen eigentlich erst die Karnevalsfreuden dieser bis in den Sommer hinein ausgedehnten Winterfaison mit der Abreise der Großfürstin, die nach Ems zog. Durch die Hoffnung des Wiedersehens ward uns der Abschied diesmal noch erleichtert. Unsere lieben Bernstorffs trafen mit den russischen Herrschaften im freundlichen Rahn-Thal zusammen, machten die schönsten Partien zu Esel mit ihnen und gaben den hohen Gönnern sogar eine kleine Festlichkeit in ihrem Garten. Sie bewohnten das damals noch vereinzelt stehende Hügelsche Gartenhaus, hinter welchem sich Nebengelände, Bogengänge und Terrassen den Berg hinanziehen, von dem man eine schöne Aussicht hat.

Das Gefolge dieses Hofes war damals ebenso klein an Zahl wie gut gewählt. Von der Oberhofmeisterin der Großfürstin, der alten gutmüthigen, aber sehr auf die Form haltenden Fürstin Wolkowsky, läßt sich eben nicht viel sagen; desto mehr aber von der einzigen, der sehr hübschen und interessanten Hofdame Katinka Gräfin v. Schuwaloff. Wenn ich sie auch als übermüthigen Wildfang bezeichnen kann, so muß ich hinzufügen, daß ihr Uebermuth nie in Ausgelassenheit ausartete,

daß er nicht den Anstrich des Stolzes hatte, auch nichts Anerzogenes oder durch ihre glänzende Lage Hervorgebrachtes, sondern der allernatürlichste Ausbruch einer ungebändigten jugendlichen Fröhlichkeit war. Kaum aus der Erziehungsanstalt, welche die Kaiserin-Mutter für Töchter aus edlen Familien angelegt hatte, entlassen, war sie der Großfürstin nach Berlin gefolgt, wo der ganze Hof seine Freude an diesem originellen Fremdling hatte. Schon ihre Physiognomie war sehr auffallend, so vielsagend, so viel verrathend von Verstand, Herzensgüte und Schelmerei, und noch mehr, wie es schien, verbergend; denn es lag eine Tiefe in diesem Blick, die sich nicht beschreiben läßt. Wenn man ihm begegnete, so glaubte man in eine Zauberwelt hinein zu schauen, die sich ihr noch unbewußt hinter dem kindlichen Frohsinn verberge. Die Offenheit ihres Wesens und zugleich das Geheimnißvolle ihrer Physiognomie zogen mich ungemein an. Mit all ihrem Verstand war dieser kleine Neuling in der Welt sehr leichtgläubig. Dies ward vielfach benutzt, um sie zu mystifiziren; man that es um so lieber, da sie auf solche Scherze aufs Liebenswürdigste einging. Hier nur einen dieser sehr ins Große getriebenen Scherze: Sie hatte oft in rückichtsloser Munterkeit ihre Vorliebe für Universitäten und Studenten gerühmt, ohne jedoch irgend solche Schüler der Weisheit zu kennen, bloß weil ihr Bruder studirt und ihr von dem allerliebsten Studentenleben erzählt hatte. Der 1. April kam heran, und zwar ihr unbewußt wegen der Verschiedenheit der Kalender. Am Vormittag lassen sich ein paar Studenten mit vornehmen Namen bei ihr melden und kündigen sich als Abgesandte ihrer Kommilitonen an mit der Bitte, sie möge der Studentenschaft erlauben, ihr abends „ein Hoch“ zu bringen, da diese sie nach allen ihren Aeußerungen als ihre hohe Gönnerin betrachten dürfe. Die Kleine ist ebenso beschämt wie dankbar für diese Anerkennung ihres Wohlwollens, protestirt aber dennoch gegen diese öffentliche Huldigung. Doch die Herren wollen nichts von abschlägiger Antwort hören und lassen sie in der allergrößten Verlegenheit zurück. Sie hat halb und halb Verdacht geschöpft und um so weniger den Muth, sich Jemandem in ihrer Noth anzuvertrauen. Bei Tafel wird sie von allen Seiten beobachtet; sie aber spielt ihre Rolle recht gut und läßt nichts von Verlegenheit blicken. Doch als sie nun abends ihrer Fürstin zu Radziwills gefolgt ist, als es da unruhig wird und zu Aller

Erstaunen heißt, es käme ein Studentenzug an, und als die Dienerschaft ankündigt, der Zug verlange vorgelassen zu werden, denn er sei bei der Gräfin Schuwaloff angemeldet und angenommen, da muß sie die Wahrheit bekennen und wünscht, sich unsichtbar machen zu können. Erst als sie nach gehaltenem Umzuge der Studenten durch die Vermummung von altdeutschen Kostümen und Bärten hindurch zuerst den Prinzen Wilhelm, dann den Kronprinzen und nach und nach alle die munteren Herren erkennt, da findet sie den Spaß allerliebft. Unter den schönen Ostereiern, die am 24. April, dem Ostersonntag, von der Radziwillschen Künstlerfamilie geliefert werden, befindet sich ein Gänseei, welches höchst zierlich und sprechend ähnlich die Anführer dieses Studentenzuges darstellt, wie sie der schönen Katinka ihr Kompliment machen. Elisa war die Künstlerin gewesen. Unter allen diesen Scherzen war indeß ein Herz in tiefem Ernst von den schönen Augen der Gräfin getroffen worden. Es konnte ihr nicht verborgen bleiben, weil der zwar sehr bescheidene Verehrer ihrer Spur dennoch so auffallend nachging und sein Geheimniß so offen aus seinen Augen sprach, daß er längst unser Aller Theilnahme gewonnen hatte, als sie noch immer spröde erschien. Er hatte sie schon vor einigen Jahren in Petersburg kennen gelernt, als er den Prinzen Wilhelm (Sohn) auf seiner ersten Reise dorthin begleitete; aber noch ein Jahr verging, ehe er als ihr Verlobter angenommen wurde; erst im Jahre 1823 war es ihm vergönnt, sie aus Petersburg heimzuführen. Es ist uns nie recht klar geworden, ob sie selbst oder ihre Familie ihm die Schwierigkeiten in den Weg legten. Gegen die Persönlichkeit des Grafen Karl v. Schlieffen konnte nichts einzuwenden sein; vielleicht mochte seine äußere Lage den Ansprüchen dieser großen russischen Familie nicht genügen. Die endlich Vermählten wurden im Herbst 1823 in Berlin erwartet; ich kann nicht sagen, mit welcher Ungeduld. Die Gesellschaft hoffte auf den liebenswürdigsten Zuwachs; der Hof meinte, er werde nach wie vor in ihrem Umgang eine unendliche Kurzweil finden.

Es ward eine Wohnung für sie in der Brüderstraße, also dem Schloß ganz nahe, genommen. Desto besser, wäre sie nur erst da, die liebenswürdige, muntere Russin! so dachten Viele, aber Alle wurden getäuscht. Unsere lebenslustige Hofdame war, wie es schien, zur Anachoretin geworden. Man sah sie nirgends; kaum leistete sie, was

die strengste Pflicht von ihr in Beziehung auf die Prinzessinnen forderte. Zuerst wunderte man sich sehr und legte es darauf an, dieses Räthsel zu lösen; doch da diese Bemühungen vergebens blieben, vergaß man sie und die seltsame Metamorphose, die mit ihr vorgegangen war. Ich selbst sah sie gar nicht wieder bis im Oktober 1828; doch folgte ich ihr und ihrem Schicksal in all den langen Jahren von fern und freute mich herzlich ihrer Umwandlung; denn war sie auch als wildes Undinchen eine liebliche und in ihrer großen Wahrheit eine erfreuliche Erscheinung gewesen, so that es mir dennoch unendlich wohl, sie mir jetzt als das seelenvolle Wesen zu denken, welches man mir gar hübsch als waltende Hausfrau, als liebendes Weib, als sorgsam pflegende Tochter und als treue Mutter schilderte. Sie hatte sich bei ihrer Rückkehr nach Berlin einen Lebensplan gemacht, den sie mit größter Konsequenz befolgte. Die Liebe hatte ihn ihr eingegeben, und die Festigkeit ihres Charakters half ihr ihn durchzuführen; sie zog sich ganz in ihre enge Häuslichkeit zurück. Nur an diesem Horizont ließ sie das Licht ihrer Augen leuchten; es war nicht mehr das unstete Funkeln ihres Sternensblicks, sondern ein sanftes, bestimmtes Licht, welches Frieden und Freude um sich her verbreitete. Sie ward ihren alten Schwiegereltern zum Trost- und Freudenengel, und als nun vollends Strauß sein Amt an ihr vollzogen und sie durch seine überzeugende Lehre in unsere Kirche hinübergeführt hatte, da war alles Fremdartige, Alles, was an den russischen Ursprung erinnern konnte, verschwunden; sie sprach sogar vorzugsweise deutsch, und zwar ein ganz besonders hübsches Deutsch.

Seitdem hat Gottes väterliches Walten auch sie den Wechsel des Lebens empfinden lassen. Er hat ihr manch schweres Kreuz auferlegt. Sie hat Krankheiten durchgemacht, die sie an den Rand des Grabes versetzten; sie hat Unfälle erlebt, die ihrem vortrefflichen Mann beinahe das Leben gekostet haben; sie hat Kinder jedes Alters begraben müssen, einige, nachdem sie zuvor durch unsägliche Leiden geläutert worden waren; aber sie hatte früh die Quelle gefunden, aus der man nie vergebens Trost und Hoffnung schöpft, sie hatte den Grund, in dem ihr Anker sicher ruhte! Darum haben die Wellen der Anfechtung das Schifflein ihres Glaubens nimmer verschlingen mögen; es wird von einem sicheren, nie fehlenden Kompaß geleitet.

Raum waren wir nach dem Abschied der Großfürstin wieder in den alten ruhigen Verhältnissen, als diese durch meiner Mutter Abreise gestört wurden. Am 4. Juni verließ sie uns, um mit Neventlow nach Holstein und von da aus wieder über Berlin nach Karlsbad zu ziehen. Der Abschied war wehmüthig; uns ahnte damals noch nicht, daß die Trennung nur kurz sein werde. Acht Tage später faßten wir nämlich auf Stosch', unseres Arztes, dringenden Rath den Entschluß, unseren Kindern die Wohlthat eines Seebades zuzuwenden, und da war denn die Wahl bald entschieden; sie wendete sich dem heimischen Kiel zu. Ich sollte die Lieblinge selbst dorthin geleiten und zugleich ein ersehntes Wiedersehen mit den theuren Verwandten feiern!

Mein Mann hatte die Reiseanstalten für mich so gut getroffen, daß ich schnell und mit aller Bequemlichkeit in Grabow, einem mecklenburgischen Städtchen unfern von Ludwigslust, ankam und dort einen Zug ausgezeichneter Dreylügower Pferde und wieder Relais im Sundenkrug vorfand. Der ganze, fünf Meilen lange Weg von Grabow nach Wittenburg, von wo es nicht mehr fern nach Dreylügow ist, ist über alle Begriffe häßlich und öde; doch der Platz, den sich der Wirth zum einsamen Sundenkrug ausgesucht hatte, war ohne Zweifel der trostloseste Punkt der ganzen Route, und eben diesen hat sich Herzog Gustav von Mecklenburg ausgewählt, um sich dort anzubauen. Man sagt, es sei der Jagd zu Ehren, die solche Gegenden liebt, wo Sümpfe und Sandflächen wechseln.

In Dreylügow hielten wir uns nur so lange auf, um die Erfrischungen zu genießen, welche die gute, alte Hinz uns in reicher Fülle vorgesetzt hatte, und um das Gedeihen der Anpflanzungen zu bewundern, die wir größtentheils im Frühjahr 1816 und im Herbst 1818 unter meines Mannes thätigen Händen hatten entstehen sehen.

Dann ging's rasch weiter nach dem freundlichen Giland des Schallsees, nach Stintenburg. Wie unendlich wohl uns, Großen und Kleinen, dort ward, wie freundlich der Empfang, wie freundlich das Leben dort war, das kann ich nicht schildern. Mit Niemand in der Welt schwatzte sich's so gut wie mit diesen lieben Leuten, und mit Niemand lebte sich's so anmüthig.

Stintenburg hatte in den 2 $\frac{1}{2}$ Jahren, seitdem ich es zuletzt gesehen hatte, sehr gewonnen; aber ob damals schon die untere Etage

fertig und der hübsche Salon bewohnt war, dessen erinnere ich mich nicht.

Das Wetter war schön und ward, o wie sehr! von uns benutzt. Man frühstückte schon auf Mandinens kleiner Insel, machte dann eine Wasserfahrt und nachmittags die köstliche, sogenannte wilde Promenade, für die meine Kräfte zureichten, welche aber Mandine halb in einer Esequipage zurücklegte. Nach ein oder zwei Tagen brachen wir auf, um wieder eine Station in Rågeborg zu machen.

Cajus und Luise Reventlow waren jetzt, wiewgleich im Begriffe aufzubrechen, noch dort, wo er seit 1816 Gouverneur war.

Ich freute mich, die Familie noch da zu finden, freute mich, das mir längst bekannte Städtchen einmal in Muße durchwandern und auch die hübschen Punkte in der Nachbarschaft besuchen zu können. Reisebeschreiber haben in der That nicht zu viel davon gerühmt; denn es liegt wahrhaft romantisch, und ich muß hier den Vergleich der silbernen Schüssel mit Krebsen darauf, denen die Petersilie nicht fehlt, wieder aufwärmen, weil er gar zu passend ist. Der See zieht sich wie ein silbernes Band um die Waldungen, in deren Mitte, wenigstens von der einen Seite gesehen, die rothen Dächer Rågeborgs liegen.

Das Haus des Gouverneurs ließ freilich viel zu wünschen übrig; indeß gefiel es mir doch zu gut, als daß ich es mir jetzt umgerissen und durch ein neues ersetzt denken möchte.

An einem schönen Juniabend tranken wir den Thee in dem von Luise gepflegten Rosengarten, dessen Duft berauschend, dessen Aussicht köstlich war. Alles kam mir auf dieser Insel des Friedens und der Liebe so entzückend vor, daß mir der Abschied schwer ward, wiewgleich wir uns nur trennten, um uns baldigst in Altenhof wiederzusehen!

In Kiel war ich unbeschreiblich glücklich und aufs Beste eingerichtet. Die warmen Bäder wurden unter Hegewisch' Leitung sogleich begonnen und schienen den Kindern recht wohl zu thun.

Ich setzte Vertrauen in Hegewisch' Rath, obwohl ich die schwerste Erfahrung meines Lebens unter seiner Leitung gemacht hatte, am 4. April 1807. Er bewies uns diesmal wieder eine große, eine wahrhaft herzliche Aufmerksamkeit und sehr freundlich zuvorkommende Gastfreiheit.

Die Nachmittagsstunden eines jeden Tages fanden uns vereint, Karoline Hegewisch, Gerhardine Gall und mich. Die lebendige Theil-

nahme Gerhardinens that mir wohl. Neben Karoline aber empfand ich von Neuem, wie die Blüthen des Geistes und der Liebe das Dasein zu schmücken vermögen. Sie hatte mich ihr ja schon längst ganz zu eigen gemacht. Es blieb kein Fältchen in meinem Herzen ihr verborgen, und auch sie schloß mir ihr ganzes Innere auf.

Wie unendlich viel mir der Umgang war, den ich in der Seeburg fand, das brauche ich hier nicht zu sagen. Auch die vortreffliche Luise Löw war in Kiel, und Josephine kam oft aus Plön dorthin, um mich zu sehen. Rechne man hierzu das reiche kirchliche Leben, den auch im Privat Umgang so interessanten Claus Harms, den ich hier wiederfand, so wird man begreifen, wie mannigfach meine Genüsse waren. Ich hatte Harms zuerst im Winter 1816/17 seine Kanzel einnehmen sehen, hatte es erlebt, wie die neue Sprache, welche er von dort herab ertönen ließ, so allgemeine Sensation erregte. Jetzt fand ich zu meiner größten Erbauung eine sehr christliche Gemeinde um ihn versammelt. Außerdem zogen schaarenweise Landleute aus anderen Gemeinden herbei, um ihn zu hören. Es war eine Freude, diese frommen, still andächtigen Kirchgänger von außerhalb zu beobachten, denen sich, wie es schien, die ganze Einwohnerschaft Kiels angeschlossen. Und wie still war nun vollends die Versammlung in der Kirche; wie horchten sie mit aufgeschlossenen Sinnen, das merkte man ihrem ganzen Wesen an, dem göttlichen Wort. Aber es war auch Gottes Geist, der sich auf diese Kanzel herabließ, der die heilige Stätte bewegte, das Herz im Busen erschütterte und einen neuen Verband schloß zwischen den Zuhörern allen. Selbst die ungläubigsten der Professoren waren Kirchgänger geworden! Welch ein Unterschied zu der dürrn Zeit in meiner Jugend, wo die Kirchen überhaupt, und namentlich die Kieler, verlassen waren! Man hörte in ihnen ja nur kalte Vernunftreden; man schämte sich, den Namen Jesu Christi auszusprechen, und die Prediger umgingen ihn so viel als möglich. Da brach endlich der Herr seinem Reiche eine weitere Bahn; da ging wieder ein Geist aus von Ihm in alle Lande, und auch in unserem armen, dürrn Holstein gewann die Sache des Herrn eine neue Gestalt und schwang sich durch Harms' Predigt lebendig empor. Viele Herzen wurden durch ihn zum Glauben an den Heiland erweckt, und seine Gemeinde ward größer und größer.

Dieser wahrhaft liebenswürdige Jünger des Herrn fand auch Wohlgefallen an meinen Kindern. Er empfahl mir einen Lehrer für die vier bis fünf Wochen meines Kieler Aufenthalts und verschmähte es nicht, ihnen selbst Unterricht zu geben.

Auch die in Altenhof zugebrachten Tage waren köstlich. Die hier so großartige Natur hatte ihr schönstes Feierkleid von Sonnenlicht und Wiesen grün, von Fülle des Laubes und der Blüthen angezogen und gewährte uns den Genuß der fernsten Wanderungen zu Wagen und zu Fuß, die man dort so sehr liebt. Einen noch süßeren, ja mich überaus befriedigenden Genuß fand ich jedoch in dem Umgang mit der trauten Luise, dieser herrlichen Frau, die es wahrlich werth war, ihrem Herzen nach die Zwillingsschwester des Bruders Christian zu sein, die alle Liebe und Verehrung verdiente, die ihr von allen Seiten gezollt ward. Ihr Gatte Cajus war zwar ein vortrefflicher Mann, edel, fein gebildet, begeistert für alles Gute und Schöne, welches in ihm durch das Christenthum geheiligt ward; er war in Wort und That ein Christ, ein eifriger Nachfolger seines Herrn, und dennoch war es ihm unmöglich gewesen, seine Eigenheiten, die ihm angeborenen Reventlowschen, zu überwinden. Sie traten schon, während er um Luise warb, hell ans Licht und nahmen von Jahr zu Jahr zu. Luise aber, die ihren Gemahl wie einen Schutzheiligen verehrte, hütete sich sorgsam, gegen diese Eigenheiten zu verstoßen; sie suchte sie nicht nur vor Anderen zu verbergen, sie vermied es sogar, ihn selbst darauf aufmerksam zu machen, und blieb sich darin treu die 37 Jahre ihrer Ehe hindurch. Aber eben weil es nicht Achtung, sondern Liebe war, welche sie so zart in Erfüllung ihrer Pflichten machte, wurden ihr diese auch nicht schwer. Schon wie sie noch Kind war, hatte ihr dieser edle Mann mit seinem ausgezeichnet schönen Außern, seinen gebildeten Formen und der Fülle des Gefühls, die sein Auge verrieth, als Ideal vorge schwebt. Als er nach langem, sonderbarem Zögern, welches aber tief in der wunderlichen Zaghaftigkeit seines Charakters begründet war, sie zur Gattin erwählte, da war ihre ganze Liebe fürs Leben sein, und auch seine Zärtlichkeit wuchs von Tage zu Tage. Ihre Flitterwochen dehnten sich zu Jahrzehnten aus. Möchten sie nun auf dem Lande oder in der Stadt leben, sie waren sich gegenseitig Alles. Freilich will man behaupten, daß sie oft lange stumm nebeneinander saßen, sie mit einer Arbeit beschäftigt,

er vielleicht nickend; öfter vielleicht noch fand die Stunde der Siesta sie Beide Arm in Arm eingeschlummert. Aber sollte das nicht ganz in der Ordnung sein? Sollte das Bedürfniß der Unterhaltung nicht ein schlimmes Merkmal für die Liebe werden? Wo ein Liebender die Langweile des Anderen empfindet, da ist, dünkt mich, der Andere schon verkürzt. Ein Herz, ganz von seinem Gegenstand ausgefüllt, bedarf nichts als des Glückes, bei ihm zu sein.

Drei Knaben, Eugen, Gottfried und Theodor, waren diesem glücklichen Paare schon während ihres Aufenthaltes in Kopenhagen geboren. Im Jahre 1811 kam ein Töchterchen hinzu, Emilie, ein gutes, kluges Kind, das sich zu einem hübschen, liebenswürdigen Mädchen entwickelte und die sehr liebe Freundin meiner Töchter wurde. Im Jahre 1803 hatte Neventlow seinen Abschied als Präsident der deutschen Kanzlei genommen, weil das Verfahren des Königs in den holsteinischen Ritterschaftsangelegenheiten gegen sein Gewissen ging, und nun lebte er als Privatmann frei und glücklich, bis die neue Erwerbung des Herzogthums Lauenburg dort einen Mann wünschenswerth machte, dem der König sein volles Vertrauen schenken konnte. Cajus ward Gouverneur von Lauenburg, und als solchen haben wir ihn in Raseburg residiren sehen.

Auch Bordesholm besuchten wir. Meine Großmutter Bernstorff (Auguste Gräfin Stolberg) weilte noch da. Ich freute mich unbeschreiblich, die würdige, alte, für mich immer so wohlwollende, so mütterlich liebevolle Frau wiederzusehen, und namentlich fand ich sie gern an diesem schönen Ort, der mir außerdem um der Erinnerung willen so lieb war. Im Frühsommer 1806 hatten wir, mein Verlobter und ich, mit meiner Mutter und der lieben Schwester Milchen eine Partie dorthin unternommen, eine unvergeßliche! Nach gemeinschaftlichem Spaziergange waren er und ich zurückgeblieben und hatten, auf dem Moose eines Hügels sitzend, die Sonne sinken sehen. Verloren in dem schönen Schauspiel, erfüllt von der ganzen Tiefe unseres Glückes, genossen wir einen jener feierlichen Augenblicke des Lebens, die man nie vergißt, in denen man die edlere Bedeutung des Seins in heiliger Ehrfurcht empfindet, einen jener Augenblicke, in dem man die Kraft für lange Jahre der Zukunft schöpft.

Meine Großmutter ist einige Jahre später nach Kiel gezogen, hauptsächlich um Harms und Hegewisch näher zu sein, und hat diesen

Entschluß nicht bereut, wenn sie auch oft die Stille jenes ländlichen Aufenthaltes, die Ruhe der Wälder und Hügel, des Sees und der Laubengänge im Garten vermifste.

Ihr kleiner Haushalt bestand aus einem alten Bedienten, der zugleich alter Kutscher der alten Pferde war, einem alten Hausmädchen Ingeborg, die des Lieutenant's Gottlob Clausewitz Kindermädchen gewesen war, und aus einer alten Kammerjungfer Biörn, deren schneeweißen Haaren man es nicht ansah, daß ihre Mutter noch lebte. Auch diese war in Bordesholm und ward dort verpflegt. Eine später angenommene Köchin war zwischen allen diesen Alten über ihre eigene Jugend verwundert und wußte nicht, ob sie sich deren überheben oder schämen sollte. Außer diesem dienenden Personal fanden wir noch Alwine Bernstorff und ihre Gouvernante, Gottlob Clausewitz und seinen Hofmeister Harding dort. Letzterer hatte seine Aufgabe der Erziehung Gottlobs vollendet und war nun meiner Großmutter Sekretär, Vorleser, Freund und Beschützer, ein sehr lieber und wahrhaft liebenswürdiger Mann.

Er besaß in hohem Grade die Gabe, mit Kindern umzugehen, und ihm verdankten die meinigen die größte Freude ihres Bordesholmer Aufenthaltes.

Gerhardine Gall hatte die Freuden und Leiden meines Kieler Lebens treulich und o wie gern mit mir getheilt; jetzt aber hatte sie ihrem Beruf nachgehen müssen; wir waren getrennt. Von welchen Leiden ich rede, wird der nicht fragen, der Kiel kennt, auch der Leser dieser Blätter nicht, der sich dort mit mir den Winter 1806 auf 1807 und den von 1816 auf 1817 aufgehalten hat. Es sind die ewigen Störungen; es ist das unausgesetzte Getreibe, welches dieser Hauptstadt Holsteins eigen ist. Hierher zieht sich winters der Adel, der sich amüsiren will; hierher ruft der „Umschlag“.*) Durch Kiel führen so viele Wege, namentlich vermittelt es die Verbindung zwischen Deutschland und Dänemark; halb Holstein macht seine Besorgungen und Einkäufe in Kiel. So kommt es denn, daß es hier wie in einem Taubenschlag aus- und eingeht, und daß man nie einer ruhigen Stunde, viel weniger eines ruhigen Tages sicher ist.

Meine Kinder freuten sich recht echt kindlich der größeren Freiheit, die ich ihnen in diesem kleinen Städtchen vor dem großen Berlin voraus

*) S. Seite 41.

gewähren konnte. Ich erlaubte ihnen kurze Gänge in die Stadt und sogar aus dem Reichsbilde hinaus, um Bestellungen zu machen und kleine Einkäufe zu besorgen; das machte ihnen ein großes Vergnügen.

Noch in den letzten Tagen vor unserer Abreise aus Kiel führte meine Freundin Asta Moltke*) meinen Kindern zwei Gespielinnen zu, ihre Töchter Thekla und Marie. Die Erstere war nur ein halbes Jahr jünger als Klara; sie war geboren, kurz nachdem ich ihre Mutter zuletzt im September 1811 in Holstein gesehen hatte. Marie war vier Jahre jünger. Jetzt hoffte sie auf einen neuen Zuwachs ihrer Familie, der ihr auch in einem Sohn (Ernst Graf v. Moltke, geboren den 2. Januar 1822 in London) geschenkt ward.

Asta landete auf dem Dampfschiff in Kiel; sie hatte ihre Reise beschleunigt, um mich noch daselbst zu finden. Wir brachten anderthalb Tage miteinander zu, die kaum hinreichten, die Fäden alle wieder anzuknüpfen, welche die so lange Trennung nach und nach zerrissen hatte. Dann setzte sie ihre Reise nach England, wo ihr Mann Gesandter war, fort, und auch ich verließ bald mein liebes Vaterland, in welches Asta nach einer Reihe von Jahren, die sie in der Fremde zugebracht hatte, zurückkehrte. Ich sah sie nicht wieder und habe mich jetzt an diese gänzliche Trennung, die mich anfangs sehr betrübt, doch endlich gewöhnt.

In Ranzau sah ich meine theuere Susanne Bülow in tiefer Wittwen- trauer wieder. Sie trug ihr Leid in stiller Ergebung und widmete sich ganz den Kindern, von denen Bernhard ein schöner, kräftiger Knabe, Volo zart und kränklich war. Von Ranzau führte uns unser Weg nach Wedendorf zu den lieben Bernstorff'schen Verwandten. Dort harrete meiner eine Trauerbotschaft. Septi Keuß' himmlische Seele hatte sich von dem siechen Körper gelöst; sie war heimgegangen, und uns blieb eine bittere Leere. Später, im Oktober mag's gewesen sein, schrieb mir des Verstorbenen Tante, die Gräfin Reden von Buchwald, und sandte mir einige freundliche Stellen über mich und meine Kinder, die sie aus seinem Tagebuche ausgezogen hatte.

„Buchwald, den 11. Oktober 1821.

Ich weiß, verehrte Gräfin, und trage es tief im dankbaren Herzen, daß unser Schmerz um den geliebten Septi auch der Ihrige war, weil

*) Asta Moltke, geborene Gräfin Münster-Meinhövel, gestorben 1842.

Sie den trefflichen lieben Menschen ganz zu würdigen wußten. Sie wissen auch, was er mir war, und daß ich nach seinem Heimgang mich doppelt verwaist fühlen muß. Er war der Sohn meines Herzens (die Gräfin Neden hatte ihn zum Adoptivsohn erwählt), Trost für Gegenwart und Zukunft, und diese war so eng mit der seinen verbunden, gab noch so viel Freude und Thätigkeit meinem Beruf hienieden, auch nachdem Alles, was mir am theuersten war, mir entrißen ward, daß die Auflösung dieser Hoffnungen und Wünsche wohl schmerzlich zu ertragen ist; aber wie darf ich, wie könnten die Seinen und wir Alle klagen, da uns der schönste Trost geblieben ist! Er ward uns früh genommen, weil er für ein besseres Leben früh reif befunden ward, und uns Verwaisten bleibt die über Alles köstliche Ueberzeugung, daß dieses reine Herz bei Gott ist, daß wir es wiederfinden werden mit unseren Lieben vereint, wenn wir nie müde werden, hier für dort zu leben; das ist die Losung und das einzige Streben, und Gott wolle uns dazu Kraft und Demuth geben.

Wenn mir die Freude wird, Sie, liebe, beste Gräfin, einmal hier zu sehen, so will ich Ihnen sagen, wie die Tage vom 1. bis 4. bis 8. August bezeichnet waren; ich danke dem Herrn, daß es mir vergönnt ward, sie noch mit unserem Septi zu verleben, ihn nach seiner Ruhestätte begleiten zu können; es waren Schmerzentage, aber wer wollte seinen Lieben nicht so gern bis in den Tod treu bleiben?

Sein schönstes Vermächtniß bleibt uns sein Tagebuch, in dem so tröstende, schöne, erhebende Worte aufbewahrt sind; auch für Sie, beste Gräfin, die er so treu und dankbar verehrte, fand ich einige Zeilen, die ich sogleich abschrieb. — — — Meine Zurückgezogenheit ist Neigung und Wirkung des größten Verlustes, der das Leben einer Frau nur treffen kann; aber wäre dem nicht so, so fühle ich doch unleugbar, daß ein thätiges, aber nicht unruhiges Berufsleben und die Natur und das Landleben die wahrsten und dauerndsten Freuden giebt, und diese wünsche ich unserer Amerika. Gott erhalte und segne Ihren vortrefflichen Mann, und mit diesem Wunsche für sein Wohl habe ich ja auch zugleich die schönsten für Ihres gethan. Erhalten Sie mir Ihr freundschaftliches Andenken!“

Meine Rückkehr, im August 1821, war besonders erfreulich, weil ich meinen Mann ungewöhnlich wohl, die jungen Mädchen frisch und

lieblich erblüht und Marie so ganz allerliebft fand. Sie hatte während meiner Abwesenheit, wahrſcheinlich durch eine Badekur und durch den faſt beſtändigen Luſtgenuß, friſche Farbe und eine Rundung gewonnen, die ſie gar hübsch kleideten.

Unſer vortrefflicher Magnus hatte uns längſt einen Beſuch verſprochen und zu dieſem Spätſommer angemeldet. Er kam auch wirklich Anfang September zu der Eröffnung der Herbitmanöver, die ihn ſehr intereſſirten. Um die Großfürſtin, von der wir am 30. Auguſt feierlichen Abſchied genommen hatten, noch einmal wiederzusehen, erlaubte ich mir als Ausnahme, der großen Parade bei Charlottenburg einmal zuzusehen. Sie ergözte mich unendlich, und um ſo mehr, weil der Großfürſt ſich an die Spitze ſeines Regiments ſetzte und es mit ſchönem Anſtand bei dem König vorbeiführte. Es wurden die Lieblingsmärsche unſerer älteſten Königstochter geſpielt, und die ganze militäriſche Feier ſchien ſich nur auf die Scheidenden zu beziehen, denen wir mit naſſen Augen nachſahen.

Der Erzherzog Ferdinand v. Eſte*) war durch die Manöver nach Berlin gelockt worden. Ihm zu Ehren gaben wir am 10. September ein prunkvolles Diner. In der Erinnerung aber mißfällt es mir, daß wir keine Frauen zu dieſem Gaſtmahl geladen hatten. Damals freilich waren Damendiners nicht Mode in Berlin, und da wir nur für einige dreißig Perſonen Platz hatten, ſo hätte es Schwierigkeiten verurſacht, wenn wir auch Damen geladen hätten. Dennoch hätte dieſmal ein Kranz von bunter Reihe nicht nur unſere Tafel geſchmückt, ſondern es hätte ſich dadurch auch vermeiden laſſen, daß bei dem Zuge durch die Säle nach dieſer Tafel die königlichen Prinzen, ſogar der Kronprinz allein und ledig hinter dem fremden Erzherzog, der die Wirthin führte, hergingen. Nach Tiſch hatte dieſer Zug nun vollends eine lange Reiſe zurückzulegen; denn die noch ſo ſommerlich warm ſcheinende Sonne lockte die Geſellſchaft in den Garten, wo wir im Vertrauen auf dieſe Sonne ſchon alle Vorbereitungen getroffen und mit Grün und Blumen die immer ziemlich häßlichen und öden Ecken, welche das hervor-

*) Sohn des Erzherzogs Ferdinand von Oeſterreich, Herzogs von Modena, und ſeiner Gemahlin Beatrix, der letzte Erbe des Hauſes Eſte in Modena, geboren 1781, ein Enkel der Kaiſerin Maria Thereſia.

springende Gartenhaus gegen die Mauern hin bildet, ausgefüllt hatten. Dahinter verborgen spielte ein Musikchor.

Seitdem ist der Erzherzog, dieser freundliche, hübsche und gebildete Fürst, noch einmal in Berlin gewesen; doch da ich abwesend war, habe ich ihn nicht wiedergesehen, und so endete diese unsere speziellere Kongressbekanntschaft.

Bruder Magnus hatte, um sich den Prinzen nicht vorstellen zu müssen, unterdeß eine Partie mit seinen hier neu erworbenen jungen Freunden, Fritz Koeder, Bruder von Karl Koeder, und Herrn v. Derenthall, gemacht. Diesen jungen Dragonerlieutenant hatten wir in unseren Kreis aufgenommen als ein Vermächtniß unseres lieben Septi Keuß, der ihm sehr gut war und den er mit großer Treue während seiner ganzen langen Krankheit hindurch gepflegt hatte. Diese beiden jungen Offiziere waren unserem lieben Gast von wahren Nutzen, indem sie ihn begleiteten, wohin wir ihm nicht folgen konnten, und selbst bei den Manövern sich seiner so viel annahmen, wie ihr Dienst es nur irgend erlaubte. Sie leisteten uns auch auf einer Partie nach Stralau Gesellschaft, an der Karl v. Koeder und Clausenitz theilnahmen. Der vorgerückten Jahreszeit wegen, die uns jetzt noch sehr freundlich lächelte, wurde der Vormittag zu dieser Partie gewählt, die theils zu Wagen, theils zu Wasser und theils zu Fuß zurückgelegt ward. Nachdem wir unter den hohen Kastanien, die uns schon von früheren Besuchen her bekannt sind, ein Frühstück eingenommen hatten, ging der Zug nach dem Kirchlein hin, wo man sich auf dem ehemaligen, jetzt schon romantisch verfallenen Gottesacker lagerte und angesichts dieses memento mori recht innig heiter war. Eine große Barke nahm uns auf und brachte uns unter Scherzen und munteren Liedern bis an die Waisenhaus-Brücke zurück. Da wollten der Gesellschaft die trennenden Wagen nicht gefallen, und sie beschloß, den langen, eigentlich recht häßlichen Rückweg zu Fuß zurückzulegen. Dieser führte zuerst durch enge Gassen, die ich nie anders betreten oder gesehen habe als eben bei Stralauer Partien. Beim Schloß angelangt, hat man schon die größere Hälfte der Wanderung vollbracht, die von da an aber über die Schloßfreiheit, die lange Brücke, durch die Linden und die schöne Wilhelmstraße immer sehr hübsch bleibt. Sehr erhitzt und ermüdet kamen wir zu einem späten Mittagessen zu unserem harrenden Hauswirth zurück, der sich herzlich darüber freute,

daß die Tour so wohl gelungen sei. Es blieb uns auch Allen eine sehr heitere Erinnerung daran; für unser Henriettchen schien sie mir recht bedeutend geworden zu sein, weil sich Karl Roeder ihr mit einer Innigkeit genähert, ihr seine ritterlichen Huldigungen auf eine so ausgezeichnete Weise dargebracht hatte, wie er es sich doch wohl kaum würde erlaubt haben, wenn nur sein Herz ihn fortgerissen hätte, wenn nicht schon ein ernstere Plan in ihm fest gereift wäre. Ich war nicht die Einzige, welche diesen Vorzug bemerkte, den er Henrietten stets bewies; denn schon im Frühjahr hatte meine liebe Gräfin Kanitz, geborene Gräfin Schulenburg, Henrietten und zugleich Roeder zu Gvatter gebeten*) und mir dabei bedeutsam zugeflüstert, es sei vielleicht das letzte Mal, daß sie zusammen Gvatter stehen könnten. Ich habe Roeder niemals, weder vor- noch nachher, so hingebend munter, so jugendlich fröhlich gesehen wie bei diesem Zuge nach Stralau und besonders auf dem aus lauter Lust am Zusammensein so verlängerten Rückweg.

Am Tage nach meiner Mutter lang verschobener Rückkehr reiste mein Mann ab. Seine Sehnsucht, Luise wiederzusehen, war so groß gewesen, die Trennung von ihr war seinem Herzen immer so schmerzlich, daß auch ich diese Reise innigst für ihn gewünscht hatte, ob ich mir gleich nicht verhehlte, daß in der späten Jahreszeit eine Gefahr für ihn läge.

Und so geschah es denn auch, daß er nach einigen schönen Wochen des Zusammenseins mit seinen Geschwistern Mitte November krank heimkehrte. Man hob ihn mit Mühe aus dem Wagen; er schleppte sich, von uns geführt, bis an sein Bett, und wir hatten nur Gott zu danken, daß seine Zimmer zu ebener Erde lagen.

Nach den bewegten vier Wochen eines mannigfaltigen Genusses folgen beinahe sechs Wochen der Unbeweglichkeit, der Entbehrungen und des herben Leidens. Mir hatte wohl dergleichen geahnt; ich hatte weniger die Reise als die Aufregung gefürchtet, und bei Erwähnung der Jagden war mir vollends bange geworden. Doch folgte ich jetzt seinem Beispiel, und keine Klage, kein Rückblick ward laut an dem Krankenbette, von dem aus uns wieder ein ebenso rührendes wie erhabenes Beispiel von Resignation und heiterem Dulden gegeben ward. Es kamen

*) Wahrscheinlich bei der am 21. März 1821 geborenen Tochter Mathilde, späteren Frau v. Friesen-Notha.

allerdings Tage und Nächte zwischendurch, wo dieses Leiden so hoch stieg, daß die Klage sich unwillkürlich Luft machte und manch schweres Stöhnen sich aus der Brust hervorrang. In solchen Nächten wachten abwechselnd meine Mutter, Amerika und ich. Erst in späteren Jahren, als die Podagraanfälle noch viel häufiger wurden, nahm er unser Wachen durchaus nicht mehr an, und es wurden Nachtwachen von einigen der im Hause dienenden Wesen und von berufsmäßigen Krankenpflegerinnen eingerichtet. Dennoch blieb es meinem Mann höchst drückend, irgend Jemandem seinen Schlaf zu entziehen; es mußten immer Viele abwechseln, damit die Reihe des Wachens nur selten dieselbe Person traf. Diese wurden dann so reichlich dafür beschenkt, daß es ihnen gewiß nur Freude machte, um so mehr, da er ihnen die physische Anstrengung nicht nur auf materielle Weise, sondern auch durch die größte Freundlichkeit vergütete. Am liebsten hätte er ihnen die Belohnung für die Nachtwache gegeben und sie dennoch schlafen lassen; denn Geben war seine größte Freude. Die Stärke der Anfälle blieb zwei bis drei Wochen im Zunehmen. Stosch hatte vor Allem Gemüthsruhe und Entfernung von allen Geschäften empfohlen. Ich wachte wie ein Cerberus an meines Mannes Bette, mußte aber dennoch höchst unwillig manchem Geschäftsbesuche weichen, und sogar von außen und von fern her drangen Gemüthsbewegungen auf meinen Mann ein, die ich nicht ganz und gar fernzuhalten wußte. Mit Bangen sah ich die Post kommen, öffnete und las ihm die Briefe vor, nach denen er immer viel zu dringend verlangte, als daß ich sie ihm hätte vorenthalten können. Ließen die Krankheitsanfälle nach, so kehrte mein Mann bald zu der geselligen Lebensweise zurück, an der ihn zum Erstaunen Aller seine Podagraanfälle nur wenig hinderten. Er kann wochen-, ja monatelang zu Bette liegen und dabei seine Geschäfte besorgen, lesen, diktiren, Geschäftsleute sprechen und dann sogar noch in den freien Stunden abends einige Bekannte an diesem Bette empfangen. Dann überließ er ihnen nicht einmal, selbst nur halb hinhorchend, halb schlummernd, wie andere Kranke es zu thun pflegen, die Konversation, sondern er nahm nach wie vor selbst den lebhaftesten Antheil und scheute auch im Fieber nicht die aufregendsten Gespräche, erlaubte den heftigsten Schmerzen nicht, diese zu unterbrechen. Sehr oft durchzuckten ihn diese Schmerzen so sichtlich, daß Besucher abbrechen und sich entfernen wollten; doch litt dies der

Kranke nimmer. Er äußerte oft, er dürfe die schweren Geschäfte durchaus nicht anders unterbrechen, als wo die Unmöglichkeit, sie fortzuführen, vorhanden sei, und könne sich also doch der vielleicht heilsameren Ruhe nicht ganz hingeben; daher wolle er auch nicht der Erheiterung entsagen, die im Umgang mit Freunden läge, und weder sich noch mich, als seine Pflegerin, von der übrigen Familie trennen. Diese war also in den gewöhnlichen Vereinigungsstunden, d. h. den größten Theil des Nachmittags und den ganzen Abend, in seinem vorderen Zimmer mit den offenen Flügelthüren nach dem Cabinet hin, wo er lag, versammelt. In jenem und dem nächstfolgenden Jahre bewohnte mein Mann die schöne Flucht der Zimmer nach der Straße hin, welche bei dem Bau des Hauses für den jedesmaligen Hausherrn bestimmt und eingerichtet worden war. Es fehlte dieser Wohnung auch gar nichts Anderes als die Sonne.

In diesem einen Mangel lag aber eine harte Entbehrung, und zwar nicht nur für das Gefühl und für die Annehmlichkeit des Bewohners, sondern auch für seine Gesundheit! Diese Sonnenlosigkeit schien ihm so nachtheilig, daß er im Jahre 1823 mit meiner Mutter die Wohnung tauschte und nach der Sonnenseite des Hauses hinüberzog. Indes wollen wir heuer den lieben Genesenden begleiten, wenn er sich am Weihnachtsabend zuerst etwas weiter hinauswagt als in sein Schreibzimmer, bis in das nächste Zimmer, wo ich diesmal, um ihm näher zu sein, die Bescheerung aufgebaut hatte. Um in diesem zwar großen Zimmer, das aber doch bei Weitem nicht den Raum darbot wie die oberen Säle, mehr Platz zu gewinnen, bildete ich einen Kranz von behangenen und erleuchteten Tannenbäumen von der Thür aus, der sich längs den beiden Seiten bis an den Hintergrund des Zimmers hinzog; diesen Hintergrund nahm eine nischenartige Vorrichtung ein, welche Lauben darstellte und, mit gemalten Rosen decorirt, sich gar freundlich und hübsch ausnahm. In der größeren Nische war die Bescheerung der drei Nichten aufgebaut; in jeder der zwei kleineren Nischen fanden meine Töchter ihre Gaben, und zwar thronte unter kleinen Transparents, das eine die Krippe, das andere den Zug nach Aegypten vorstellend, für jede eine große Puppe auf ihrem Lehnstuhl, umgeben von anderen Spielereien und Niedlichkeiten. Zum letzten Male war es, das fühlte ich wohl, daß meine Töchterchen mit Puppen beschenkt werden konnten, und so war

es mir lieb, daß dieser Abschied von der goldenen Kindheit unmittelbar unter der Krippe, unter dem Schutz des göttlichen Kindes genommen werden konnte. Und es war wirklich, als verstanden und theilten die glückseligen Mägdelein meine Gefühle; denn diese doppelt beschirmten Plätzchen schienen ihnen so lieb, daß sie sich nicht davon zu trennen wußten und das Zimmer noch während des ganzen Festes über diese Gestalt behalten und ihnen zum Schauplatz ihrer kindlichen Freuden dienen mußte.

Der Jahreswechsel ward diesmal auch zum doppelten Feste bei uns; denn der theure Mann und Vater war wieder in unserer Mitte, und wir freuten uns seiner Genesung. Doch eben deshalb veranstalteten wir keine Art von äußerer Festlichkeit, weder Scherze noch geistliche Lieder; nichts bezeichnete diesen im Herzen mit Dank gegen Gott verlebten Schluß des Jahres 1821 und den Beginn des folgenden.



1822.

In den letzten sechs Wochen des vergangenen Jahres hatte der enge Kreis unserer näheren Bekannten noch einen interessanten Zuwachs bekommen, den Hausfreund des Radziwillschen Hauses, den Grafen Anton Stolberg. Dieser war uns zwar nicht so nahe verwandt wie sein Bruder Ferdinand, der die Cousine meines Mannes, Marie-Agnes Stolberg-Stolberg, geheirathet hatte, wurde jedoch immer als Vetter von uns angesehen und behandelt. Sein Freund Romberg führte ihn bei uns ein, wenn es gleich dieses Ceremoniells nicht bedurft hätte; denn mein Mann und ich kannten ihn, und meiner Mutter war kein Stolberg fremd.

In dieser Zeit fand sich auch in unserem Hause ein Brautpaar, dessen Verlobung uns zuerst in einige Bestürzung versetzt hatte. Es waren der alte Freund und Vetter unseres Hauses, der Wittwer der unvergeßlichen Tante Julie, Graf Fritz Reventlow, und Gräfin Charlotte Schlippenbach, dieses uns fast unbekannt und nicht sehr sympathische, aber

durch den Glanz seiner Schönheit hervorstechende Mädchen. Sie ist ihm später eine treue, sorgsame Frau geworden, die ihn wirklich glücklich gemacht hat. Am 5. Januar 1822 feierte dieses Paar seine Hochzeit in unserem Hause.

Nur kurz erwähne ich, daß in dem Jahre, dessen Schwelle wir nun betreten haben, die Präliminarien zu der Einführung einer landständischen Verfassung in unserem neuen Vaterlande eröffnet wurden, daß der Aufstand der Griechen noch fort dauert, daß am 12. August der russische Gesandte Konstantinopel verläßt, und daß die Unruhen in Spanien sich immer erneuern.

Am 13. Januar 1822 besuchten wir mit unseren Freunden Clausewitz im Schloß die Zimmer des großen Friedrich, die jetzt von dem Kronprinzen bewohnt sind. Nirgends verweilten wir so lange und mit so großem Interesse wie in den — eben um ihres früheren großen Bewohners willen — vom Kronprinzen gewählten, trotz ihres beschränkten Raumes beibehaltenen und von ihm ebenso sinnig wie geschmackvoll eingerichteten Kammern.

Einige der Zimmer, u. A. das Schlafzimmer, waren aus Achtung für ihren früheren Besitzer ganz unverändert geblieben. Das große Zimmer aber mit dem Thurm kabinet verdankte seine dermalige geschmackvolle Einrichtung dem jungen Fürsten, der mit seiner Pietät nicht nur alle Andenken schonte, die an Friedrich II. erinnerten, sondern auch alle Souvenirs sammelte, welche ihn an seine theuern Vorfahren mahnten oder Pfänder ihrer Liebe waren.

Die Büste der Mutter, der hochseligen Königin Luise, war mitten in dem Thürmchen wie in einem Heiligthum aufgestellt, umgeben von Sinngrün und Epheu in üppiger Fülle und zu jeder Jahreszeit von den Strahlen der Sonne beleuchtet, weil jenes Thürmchen ihr von drei Seiten den Zugang durch mächtige Glasscheiben gewährt. Die Aussicht aus den hohen Fenstern dieses interessanten Thurm kabinet ist schön; sie geht auf den Schloßplatz, über die Spree auf die Burgstraße und auf die bedeutungsvolle Lange Brücke mit ihrer Reiterstatue des großen Kurfürsten. In diesem kleinen Erinnerungstempel fand man Andenken aller Art aufbewahrt, die werthvollsten wie die geringsten, die ernstesten und die unbedeutendsten; von der Familie Radziwill gemalte Ostereier, gestickte und mit echten Steinen geschmückte Albums waren mit zierlicher

und gemüthlicher Sorgfalt aufgestellt. Eingelassen in den Gips des Thürmchens sah man Bildchen auf Goldgrund, u. A. auch russische Heiligenbilder, und selbst über einen mit Blei an die Wand geschriebenen Abschiedsgruß seines Schwagers Nikolaus war, um dieses Erinnerungszeichen zu schützen, ein Glas gesetzt; aber mitten zwischen allen diesen Sentimentalitäten hielt ein Fuchs die Wache!!

Der unerwartete Anblick jenes Unthieres erschreckte mich, weil ich mich nicht gleich darauf besann, daß es nur ein ausgestopfter Fuchs, nur eine Trophäe sei. Der Prinz hatte ihn trotz seiner Kurzsichtigkeit erlegt und hatte ihm deshalb diesen Ehrenplatz eingeräumt.

Das große Zimmer, mit dem dieses Thürmchen zusammenhängt, nur getrennt durch die lang herabwallenden, schweren, zu beiden Seiten drapirten Seidenvorhänge, zeigt sich sogleich als das Schreibkabinet eines von Ordnungs- und Kunstliebe befeelten, eines tief gemüth- und geistvollen Mannes.

Der komfortabel eingerichtete große Schreibtisch, der Flügel, die Folianten, die geometrischen und physikalischen Apparate, der Sessel mit dem daran angebrachten Lesepult am Ramin, alles dieses zog meine wohlgefälligen Betrachtungen auf sich; doch weilte mein Auge am längsten auf den mit herrlichen Gemälden geschmückten Wänden. Hier glaubte man im kalten, eisigen Winter Sonnengluth und wohlthruende Wärme zu finden, glaubte sich auf die blumig duftende Wiese hinversetzt, suchte den kühlen Schatten auf und labte sich an der sprudelnden Quelle. Hätte ich dagegen im heißen Sommer diese Räume besucht, so würde mich die Schneelandschaft besonders angezogen haben. Wäre ich in einer bangen und trostbedürftigen Stimmung dort erschienen, so würde ich mich zu dem Bilde des heiligen Kindleins geflüchtet haben, dessen Blick, dessen segnend ausgestrecktes Händchen mir Ruhe und Frieden verheißen haben würde. So fand sich hier Alles, für jeden Zustand des Leibes und der Seele, und Niemand mochte diesem kleinen Museum unbefriedigt den Rücken kehren.

Kannte ich bisher den Kronprinzen nur selten, erwähnte ich nur einmal sein schönes Verhältniß zu dem königlichen Vater und öfters seine originelle Munterkeit, so harrte ich doch schon längst mit Ungebuld der günstigen Gelegenheit, um das Bild des herrlichen jungen Prinzen hier zu entwerfen. Nun aber, da ich so weit gekommen bin, finde ich

kaum die Fähigkeit dazu in mir! Kein Zug seines Gesichtes und nur wenige seines Charakters erinnern an seinen königlichen Vater; wie man sagt, gleicht er seiner verklärten Mutter und ist zugleich ein Bild seines hochseligen Großvaters Friedrich Wilhelm II. Seine bezaubernde Höflichkeit erinnert an die jenes Monarchen; sie wird aber bei unserem jungen Prinzen von einem so seelenvollen Ausdruck wahrer Güte unterstützt, daß sie einen Eindruck macht, dem Niemand widerstehen kann. Mit dem Zauber der Unwiderstehlichkeit würde er die Gemüther lenken, wenn er sich nicht stets geflissentlich zurückzöge; denn er will durchaus keine Rolle spielen, er will in Beziehung zu seinen künftigen Unterthanen noch durchaus nichts sein!

Sein Ehrgeiz beschränkt sich für jetzt ganz allein darauf, ein guter Sohn, ein guter Bruder und Verwandter und aufmerksamer Schüler der Welt- und Zeitgeschichte zu sein, die Wege der Vorsehung, die Pflichten des Christen und der Könige zu studiren und seinen Geist zu kultiviren. Der frühe Unterricht seiner Jugend hat seine Geistesfähigkeiten frei entwickelt, ihnen Zweck und Ordnung gegeben. Seine Bildung hat sich durchaus harmonisch gestaltet. Alles Erlernte ist bei ihm tief eingedrungen; es hat sich mit seinem ganzen reich begabten Wesen verschmolzen und fließt nun mit der glänzendsten Gedankenfülle über seine Lippen. Sein einzig vortreffliches Gedächtniß kommt ihm auf fast wunderbare Weise zu Hülfe, so daß er in allen Fächern des Wissens so bewandert, wie in allen Ländern zu Hause ist. Er kennt die Verfassungen sowie die Topographien der Länder aller Welttheile und zeichnet augenblicklich Alles auf das erste beste Papier hin, was man zu sehen wünscht.

Und so bin ich nun auch in meiner Beschreibung unvermerkt zu des Kronprinzen herrlichen Talenten gekommen! Mutter Natur hat ihn in jeder Beziehung hervorragend begabt; kein Gebiet hat er indeß mit so großer Vorliebe gepflegt, auf keinem anderen so Meisterhaftes geleistet wie auf dem des treuen Aufnehmens und des genialen Erfindens mit der Feder oder dem Blei.

Wie oft habe ich die reichsten Zeichnungen unter seinen graziösen Händen mit unglaublicher Schnelligkeit entstehen sehen, während wir um den Radzirwillischen Theetisch versammelt saßen. Graziös ist er in Allem, was er thut, in jeder Bewegung, in allen Wendungen seines Körpers

wie feines Geistes. Bei den kleinen Spielen, die in jenem Palais so beliebt waren und bei denen er ebenfalls jeder Aufforderung genügte, bei den glänzenden Bällen habe ich diese Grazie unzählige Male bewundert. Ich habe mich ihrer gefreut, wenn er jauchzend voll Jugendlust die Reihen des Tanzes auf und ab flog, oder wenn er in den gemessenen Windungen des Contre-Tanzes eine ungemeine Präzision und taktfeste Leichtigkeit, eine Elastizität zeigte wie Wenige, ja selbst wenn er sich im raschen Walzer drehte, der seiner Gestalt doch nicht so ganz zusagt, weil er für seine Größe etwas zu stark ist. Regelmäßig sind seine Gesichtszüge nicht, aber sie tragen den Abglanz eines hochgestimmten Herzens, sowie eines kräftigen und durchdringenden Geistes und einer Alles überstrahlenden Seelengüte.

Die Frische seiner Farbe, die Fülle seiner jugendlichen Kraft zeugen von ungeschwächter Gesundheit und von einer sorgfältig bewachten Jugend. Es leuchtet ihm die Fröhlichkeit eines unbelasteten Gewissens und eine Unschuld aus den Augen, welche die eigene Kraft und der feste Wille ihm erhalten haben.

Wenn jene Fröhlichkeit auch noch zuweilen ins Kindische hinüberspielt, wenn sie oft zu laut, zu rauschend wird, so hält man das seiner Jugend, seiner Unbefangenheit und seinem übersprudelnden Fond von Laune und Witze gern zu gute. Kennt er doch keine platten Witze, keine schalen Vergnügungen; ist doch seine Munterkeit immer von den Flügeln der Phantasie emporgehalten.

Von diesem interessanten Gegenstande ablenkend, finde ich mich abermals einem Thronerben gegenüber. Da ich jedoch keine Parallele irgend einer Art zwischen diesen beiden so ungleichen Herren ziehen möchte, so will ich nur kurzweg erzählen, daß der damalige Herzog von Cumberland, nachheriger König von Hannover, mich einige Tage nach jener Schloßbesichtigung besuchte, um mir zu meinem Wiegenfeste, am 27. Januar, Glück zu wünschen. Er kam mit der Fluth der Gratulanten zugleich, verlor sich ziemlich zwischen ihnen, nachdem er manch höfliche Redensart halb deutsch, halb englisch und französisch aus seinem mächtigen Schnurrbart hervorgehaspelt, mich mit seinen schielenden Augen überaus freundlich angesehen, mit dem kleinsten der Kinder geschäkert und die bunten Gaben und Nippes besehen hatte, welche mir bescheert worden waren.

Dieser Herr verbindet mit einem feinen, ja spizen Verstand Rauheit des Wesens, mit Schärfe des Urtheils anscheinende Treuherzigkeit. Er kann oft sehr grob sein, und zwar dann nur aus reiner Freude an der Sache; denn er ist recht eigentlich maliziös und affektirt die Gemüthlichkeit, die mehrere seiner Brüder in Wahrheit besitzen.

Noch am Abend desselben 27. Januar empfing ich auf einer Polonaisen-Cour im Schloß manch freundliche Gratulation; denn Prinzess Wilhelm, die meinen Geburtstag kannte und nie ein Jahr vorübergehen ließ, ohne seiner zu gedenken, sprach auch ihren Nichten davon, die nun nicht verfehlten, mir ihre Wünsche zuzuslüstern. Ich liebte es übrigens nicht, wenn Hoffeste mich an diesem Tage von den Meinen entfernten. Privateinladungen konnte ich leicht unter irgend einem Vorwande abweisen; aber bei Hofe galten dergleichen nicht, da mußte jedem Befehl gehorcht werden, jede Einladung mußte man sich zur allergrößten Ehre anrechnen. Solch eine Polonaisen-Cour kehrte freilich nur einmal in jedem Jahre wieder und erstreckte sich jedesmal nur über wenige Stunden; deshalb mochte ich nie in die Klagen einstimmen, welche sie als höchst lästig und langweilig verschrieen, während ich eine ganz eigene Vorliebe für diese Art von Hofcercle hegte. Durch sie allein kam noch etwas von dem Ceremoniell der vergangenen Zeiten auf die unserigen herab; ihnen allein verdankte man es, daß die Etiquette nicht ganz unterging; sie umstrahlte den Thron doch einmal alljährlich mit dem Nimbus einer königlichen Pracht, einer königlichen Hoffitte.

So ist nun der 27. Januar 1822 ganz verstrichen, ohne daß die lieben Verwandten mich hätten feiern können; doch war ich schon von ihnen zu einem Ball geladen, den sie zur Nachfeier am 28. gaben und der, wie jedes ihrer Feste, zum größten Theil für die Jugend berechnet war. So durfte ich mich denn auch um so weniger von meinen lieben Kindern trennen, da man sich zu einer sehr frühen Stunde versammelte. Mit herzlichem Behagen verfügte ich mich also in Begleitung der Kinder zu den Verwandten, die sich in Freundlichkeit für mich überboten. Mein fünfjähriges Mariechen hing fest an meiner Hand; aber diesmal war mein Schutz nicht ausreichend, um das arme Kind vor einem panischen Schreck zu bewahren. Als uns nämlich schon an der Schwelle des Ballsaales ein riesengroßer Orpheus, von allerlei durch die Töne seiner Musik gezähmten Bestien umringt, empfängt, da erschrickt das arme

Kind dermaßen heftig, daß augenblicklich eine starke Explosion erfolgt und höchst unpoetisch die schön gereimte Anrede des mythologischen Helden unterbricht. Dieser Unfall veranlaßt nun wirklich eine recht trostlose Störung und war betrübend für die Freunde im Bewußtsein, daß meine Besorgnisse um das Kind mir die Freude verderben würden, die sie mir mit so viel Liebe bereitet hatten. Da das arme kleine Wesen nach geschehener Entladung aber ganz wohl und auch durch die Versicherung, daß die Unholde, welche ihr einen so tödlichen Schrecken eingeflößt hatten, nur verkleidete Kinder seien, gänzlich beruhigt war, so konnte ich sie bald den Händen des treuen Friedchen überlassen und selbst dahin zurückkehren, wo meiner der originelle Schäfer mit seiner tollen Herde harrete, wo manch schönes Frauenbild, manch edler Ritter aus dem Zauberring und noch andere holde und edle Gestalten, zu reizenden Gruppen aufgestellt, mich erwarteten. Die ephemere Erscheinung der leicht zusammengereichten Phantasiebilder des guten Fouqué war damals noch von den letzten Strahlen der Mode beschienen, und so wurden denn hier, vielleicht zum letzten Mal, die Helden und Heldinnen jener verworrenen Mittergeschichten dargestellt. Man hatte sie den vorhandenen Personen ganz hübsch angepaßt, und so war die Quadrille aus dem Zauberring besonders wohl gelungen. Hübscher noch, zarter und sinnvoller in ihrer Bedeutung war jedoch die Erscheinung von vier jugendlichen Schönen, die, in die dunkeln und hellen, strahlenden und rosigten Gewänder der Nacht, der Morgenröthe, des Abends und des Mittags gehüllt, mir ihre Gaben überreichten.

Es waren die vier Sneysenauschen Töchter, welche mir so freundliche Huldigungen der Tages- und Nachtzeiten darbrachten. Agnes Scharnhorsts zarte Schöne, ihr goldenes Haar, ihr blendend weißer Nacken schimmerten gar so hübsch durch den schwarzen, mit Sternen besäeten Schleier der Nacht. Emiliens triumphirende Schönheit verkündete den siegreich hervorbrechenden jungen Tag, und nach Ottiliens von der Mittagshitze gedrückter Gestalt erfreute und erfrischte einen der Anblick des lieblichen Abendroths auf den Wangen der holden kleinen Hedwig.

Anderer Masken und Kostüme weiß ich mich eben nicht zu entsinnen; ich trage von dem Abend nur den Eindruck der vielen mir

geschenkten Liebe und Aufmerksamkeit und der großen, zuletzt beim Kehraus in sehr laute Fröhlichkeit übergehenden Heiterkeit im Herzen. Mariechen erholte sich bald; aber ihre große Reizbarkeit blieb mir eine Quelle der Sorge. Ich suchte sie von Allem zurückzuhalten und auf eine einförmige Lebensweise zu beschränken. Als 11 Jahre später ihre schwere Krankheit begann, machte Dr. Bremer mir freilich einen Vorwurf daraus und sagte, der Wechsel sei für die menschliche Natur eine Nothwendigkeit, ja eine Wohlthat, die momentane kleine Störungen reichlich aufwiege. Auch die Kost dürfe nicht einförmig sein. Dabei fiel mir der Ausspruch eines alten französischen Arztes, des Emigranten Lafitte, ein: „Qu'il faut des fois étonner l'estomac.“ Unsere Reventlows setzten ein unbegrenztes Vertrauen in diesen ehemaligen Leibarzt der Schwestern Ludwigs XVI., dessen Bekanntschaft sie in Italien gemacht hatten. Dieser hatte Fritz Reventlow in einer schweren Krankheit das Leben gerettet und sich ihn dadurch für immer verpflichtet. So lernte auch ich auf Lafittes Ansichten hohen Werth legen.

Die Gneisenauschen Eltern dagegen kannten bisher keine Sorgen um die Gesundheit ihrer Kinder. Diese blühten damals alle in frischester Lebensfülle. Agnes hatte nichts von dieser Frische dadurch eingebüßt, daß sie zwei Riesenknaben das Leben geschenkt hatte. Ihre Blüthe war, wenn auch zarter als die ihrer Schwestern, ja beinahe kindlich unentwickelt, doch durchaus frisch und deutete auf Gesundheit. Am 7. Februar erinnere ich mich noch sie blendend schön auf einem Ball bei Radziwills gesehen zu haben; ein dunkelroth sammetnes Kleid stand ihr sehr gut. Am 16. Februar freute sie sich in der Fülle der Gesundheit an einer heiteren Familienfeier des Geburtstages ihres Mannes; doch bei einer Gesellschaft am 20. Februar in der Eltern Haus, das auch noch das ihrige war, fehlte sie schon Unpäßlichkeit halber. Der Einsegnung ihrer Geschwister Hedwig und Hugo konnte sie nicht beiwohnen; dennoch ahnte damals kein Sterblicher und am wenigsten das Herz der zärtlichen Eltern, wie bald ihr Liebling ihnen entrissen werden würde.

Unsere nächste Familienfeier war am 12. Februar, wo unsere Marianne 18 Jahre alt ward. Da ihre Tanzlust nicht nur ihren Jahren entsprechend, sondern ungewöhnlich rege war, so mußten ihr zu Ehren nothwendig die Töne einer Tanzmusik erklingen. Weil wir aber

kein eigentliches Fest geben wollten, da die Freitage allwöchentlich eine immer zahlreicher werdende Gesellschaft bei uns vereinigten, so wurden an diesem 12. weder die großen Räume geöffnet, noch die Violinen bestellt. Ein bescheidenes Klavier in der Eßstube mußte die fröhlichen Tänze der Jugend begleiten; um aber Niemandem aus der Gesellschaft die Last dieser Begleitung aufzubürden, waren ein paar spielende Frauenzimmer zu diesem Geschäft gedungen, Mutter und Tochter, die Beide unseren Kreis in Erstaunen setzten, denn ihre Kunstfertigkeit war groß, ihre Höflichkeit aber noch größer. In dem Einen wie in dem Anderen erhielten sie einen Ruf, und die Profesen, wie man sie nannte, wurden seitdem sehr gesucht.

Ich gedenke dieses Abends mit besonderem Vergnügen, der allgemeinen Heiterkeit wegen und weil mein Mann mit so großem Wohlgefallen dem Tanz zusah. Das Geburtstagskind war uns in ihrer strahlenden Fröhlichkeit eine wahre Augenweide.

Frau v. Ompteda hatte ihr, von ihrer herzlichen Vorliebe für sie zu besonderer Großmuth angeregt, ein Geburtstagsangebinde mitgebracht, obwohl wir sonst nicht auf dem Geschenkfuß mit ihr standen. Dies war ein voller Lilienkranz, der Mariannens Köpfchen allerliebft schmückte und sie herrlich kleidete.

Am 14. Februar vereinigten Prinz und Prinzess Wilhelm den Hof und die Stadt bei sich. Ihre Wohnung auf dem Schloß eignete sich herrlich zu großen Festen, und Niemand versteht es so gut, solche anzuordnen, wie dieses prinzliche Paar, welches auch ausgezeichnet gut die Honneurs macht.

Der Prinz hat eine angeborene Höflichkeit, die man allen jungen Prinzen zum Muster setzen könnte, und die Prinzess eine erworbene, die sich sehr hübsch mit ihrem hohen Wesen paart. Ich blieb aus Devotion für die prinzlichen Hauswirthe bis zu Ende des Balles und tanzte auch recht gern, ruhte aber ebenso gern aus, weil die vorhergehenden Tage mich schon in ungewohnte Bewegung gehalten hatten.

Nach diesen unruhigen Abenden lockte mich am 15. Februar die helle Sonne ins Freie, und diesmal genügte mir der Garten nicht; ich wollte mich der erwachenden Natur im lieben Thiergarten erfreuen. Von den hüpfenden Kindern umgeben, durchwanderte ich an der Seite meiner Mutter die fernsten Alleen dieses schönen Waldes und begegnete auch

da noch immer Bekannten, die wie wir durch den ersten schönen Tag hinausgelockt waren. Ich fühlte mich neu belebt von dem Hauch des Frühlings; die Sonne leuchtete mir Freude ins Herz, dieselbe nur unter Gottes freiem Himmel lebhafter empfundene Freude, die mein ganzes Wesen durchglühte und es besonders in diesem schönen halben Jahr eines ungestörten Familienglückes erfüllte.

In den letzten Jahren hatte freilich die häufige Abwesenheit meines liebsten und treuesten Freundes mir manche bittere Entbehrung auferlegt; doch war dieses erste Bedürfniß, das seiner Nähe, erst gestillt, dann zog ich aus den Verhältnissen allen, in denen ich lebte, nur die reinste Befriedigung. Als Tochter, als Mutter war ich gleich beglückt, und auch meine Stellung in der Welt konnte mir nur Zufriedenheit gewähren. Von den Freunden allen nah und fern ward mir Theilnahme oder Wohlwollen, Liebe oder Verehrung zutheil.

Ich konnte mich ein sehr bevorzugtes, ein sehr glückliches Wesen nennen und that es mit innigem Dank gegen Gott.

Gern wende ich jetzt dem Winter und seinen Vergnügungen den Rücken und spreche von einer kirchlichen Feier, die mir unvergesslich bleibt. Am 23. April ward Marianne von Nicolai eingesegnet. Die Zwischenzeit von diesem unseren Herzen so höchst wichtigen Tage bis zum Sonntag, an dem wir mit ihr das heilige Abendmahl nahmen, brachten wir in stiller Sammlung zu.

Wir hofften, an der Seite dieses gottgeweihten frommen Wesens das Mahl der Gnade unter neuen Segnungen zu empfangen, und bereiteten uns mit ihr vereint darauf vor. Der Geburtstag unserer lieben Luise Bernstorff, der 17. April, durfte weder eine Störung in den stillen Vor-Sabbath bringen, noch durfte er ungefeiert vorübergehen; so mußten denn im Garten verborgene Musik, die mehrentheils Choräle spielte, und ein unter der Thuja eingenommenes Mahl die Freude des Tages erhöhen. Es ward dazu diesmal von den Hausfreunden nur Anton Stolberg geladen; denn seine Gesinnung war uns so bekannt, daß wir von ihren Aeußerungen nur eine Erhöhung unserer Stimmung erwarten konnten.

Nach der gemeinschaftlichen Kommunion schieden wir von unseren Bernstorffs, deren Abreise mit jedem wiederkehrenden Frühling neue

Betrübniß unter uns verbreitete, die aber am 15. Oktober gewöhnlich in Freude über die Rückkehr dieser Lieben verwandelt ward.

Am 18. Mai, als wir gerade mit den Gebrüdern Anton und Ferdinand Stolberg am Tisch saßen, überraschte uns Jochen, von Wien kommend. Diesmal wollte er uns aber leider nur wenige Wochen schenken, um dann mit Marianne weiter nach Holstein zu ziehen. Gerade jetzt schien uns seine Anwesenheit doppelt wichtig, weil wir glaubten, die Entscheidung über Henriettens Schicksal herannahen zu sehen. Noch war freilich nichts ausgesprochen, unsere Vermuthung nur Ahnung, aber eine Ahnung, die wir vor Allem gern in des Vaters Brust niederlegen, eine Erwartung, die wir gern von ihm getheilt sehen wollten!

Die ersten vierzehn Tage seiner Anwesenheit verstrichen jedoch, ohne daß es zu irgend einer Erklärung kam.

Aber vor dem Schluß des Mai erschien der Better Anton Stolberg als Abgesandter bei uns, um zuerst nur im Namen seines Freundes, des Majors Karl v. Noeder, zu sondiren, ob der Vater, ob wir nichts dagegen haben würden, wenn er sich Henrietten als Bewerber näherte. Uns überraschte die Willfährigkeit des allervortrefflichsten Vaters Jochen; denn mit seiner Zustimmung zugleich mußte er die gerechten Ansprüche auf Rang und Vermögen aufgeben, die er bis dahin sehr werth gehalten hatte. Es kostete ihm gewiß einen Kampf gegen tief eingewurzelte Vorurtheile; er mußte allen glänzenden Erwartungen für Henriette entsagen; sein besseres Ich aber blieb Sieger in diesem Kampfe. Gott sei dafür gelobt, daß diese echte, wahre Vaterliebe nicht allein Ersatz fand in der allgemein anerkannten Vortrefflichkeit des Mannes, dem er sein Kind zu geben versprach, wenn ihr Herz und ihre Liebe sich ihm wirklich entgegenneigten, sondern daß auch die Zukunft ihm befriedigenden Lohn dafür bot; denn Henriette wurde glücklich wie Wenige.

Che das Versprechen des Vaters jedoch endgültig gegeben werden konnte, mußten nothwendig allerlei Nebenumstände erfragt werden. Diese Präliminarien übernahm Stolberg, und so kam es, daß auch ich ihn öfters bei ernstern Unterredungen sah, die eine Bekanntschaft mehr fördern als langes Sehen unter vielen Menschen, als häufiges Beegnen in den Kreisen der Geselligkeit. Ich erinnere mich namentlich eines Gesprächs, in das uns die vorliegende Angelegenheit vertiefte. Er entwickelte seine

Ansicht über die Ehe; die Art, wie er sie durchaus nur auf den Grund der Religion aufgebaut und keinen Mittelweg als möglich gelten lassen, die Art endlich, mit welcher er nur die Sympathie als entscheidend ansehen wollte, die sich in der Religion begegnete — alles dies war mir, wenigstens in diesem Grade der Entschiedenheit, neu! Und als das Gespräch sich nun, ich weiß nicht durch welche Wendung, auf meine vergangenen Verluste richtete, da erhob sich seine Sprache zu einer Gewalt, sein Trost zu einer Macht, die mich ganz hinrissen.

Ich erkannte mit bewundernder Verehrung den vielgeprüften und bewährten Christen in ihm und fühlte es lebhaft und entscheidend, daß, wenn es diese Sinnesart, diese Denkungsweise war, die ihm den Vorwurf des Pietismus zugezogen hatte, ich mich glücklich preisen mußte, wenn auch ich einst diesen Vorwurf verdienen könnte.

Geweckt durch dieses Gespräch, waren tausend Erinnerungen durch meine Seele gezogen; alles Ferne trat zu mir heran; es dünkte mir, als hätte eine unsichtbare Hand den tiefsten Verschluß meines Herzens geöffnet, und neue Vorstellungen nähmen es in Besitz.

So war es denn auch vielleicht nur eine Gedankenfolge dieser Aufregung, daß mir in jener Nacht lebhaft träumte, mir würde der „schmale Weg“ zum Ziel gezeigt, ein neues Licht erhellte mir denselben und ich erblickte in hoher Ferne die das Ziel schon verkündenden Strahlen!

Doch wie mag ich beim Erzählen von Träumen verweilen, da mich die Begebenheiten drängen.

Schon am Vormittag des folgenden Tages, nämlich des 3. Juni, brachten die Meinen mir von ihrem Geburtstagsbesuche bei der Freundin Marie die bange Kunde mit zurück, daß Freund Clauswitz von einem schlagartigen Zufall betroffen sei, der zum Glück keine ernststen Folgen hatte, obschon er ihm für den Augenblick den rechten Arm lähmte. Seine Frau versprach in ihrer Herzensfreundlichkeit dennoch, zu Tisch zu uns zu kommen, um nicht das für sie bereitete Gastmahl zu stören! Dafür wußten wir ihr Dank, so traurig es auch blieb, sie, die man nie allein sah, gerade an diesem Tage allein empfangen zu müssen. Im ovalen Saal wurde an einer mit Kornblumen geschmückten Tafel gespeist; nachmittags wurde im Garten Kaffee für die Aelteren und Orangen für die Jüngerer servirt.

Am 6. Juni früh morgens entließen wir den Bruder Jochen mit seinem zweiten Töchterchen Marianne. Kaum war eine Stunde nach ihrer Abreise verflossen, kaum waren unsere Thränen getrocknet, als ein Brief von Koeder kam, der diese Quellen wieder öffnete. Es war ein langes Schreiben, das er vor Beginn seiner Dienstreise mit dem Kronprinzen, noch aus Berlin, an Henriette gerichtet hatte. Er hält darin feierlichst um ihre Hand, um ihr Herz an, und dieser Brief ist so vortrefflich und so bedeutend, daß er uns Alle für seinen Schreiber gewonnen haben würde, wenn es dessen bedurft hätte. Jochen schrieb als Antwort auf unsere Mittheilung dieses Briefes an ihn Folgendes: „Er giebt mir eine anschauliche Bürgschaft von Koeders Gesinnung, so wie mir solche durch die allgemeine Stimme angedeutet und vornehmlich durch Guer Urtheil schon versichert war.“ Nachdem Henriette ihre Entscheidung ausgesprochen, ward Koeders Brief den jüngeren Kindern feierlich vorgelesen, und auf die vom Vater scherzend an sie gerichtete Frage, was sie an Henriettens Stelle antworten würden, erwiderte die 13jährige Thora mit großem Ernst: „Ich würde gewiß Ja sagen; wie könnte ich anders?“ Dieser gewichtige Brief mag denn auch seine Stelle hier finden.

„Theure, innigst verehrte Gräfin!

Es ist, wie Sie erfahren werden, nicht meine Wahl, daß ich Ihnen durch den todten Buchstaben und nicht mit lebendiger Rede, Ihrem theueren, holden Angesichte gegenüber, vor Gott dem Allwissenden sage, was mir das Herz so innig bewegt; sondern es ist ein höherer Wille, welchem wir Beide in Ehrfucht und Liebe uns zu unterwerfen haben, der es erheischt. Ich erkenne darin den Willen Gottes und hoffe getrost, daß, wenn es sein heiliger Wille ist, auch diese Zeilen an Ihr Herz dringen, und Seine Allmacht die Ohnmacht meiner schriftlichen Darstellung gut machen werde. Mit Erlaubniß Ihres Vaters und Ihrer theuern Pflegeeltern spreche ich gegen Sie das aus, was ich lange mit Mühe vor Ihnen zu verbergen suchte, da ich nicht zu hoffen wagte, daß Sie mein Gefühl theilen, noch daß Ihre verehrten Angehörigen mir erlauben würden, es gegen Sie auszusprechen, daß ich Sie, theure Gräfin Henriette, nämlich von ganzem Herzen liebe, hochschätze und ich es für das höchste Glück halten würde, wenn ich auf immer mit Ihnen

vereint würde. Ich habe mich ernst im Gebet vor Gott geprüft und habe die feste Ueberzeugung, daß meine Liebe für Sie eine heilige, Gott wohlgefällige und darum dauernde sei; sonst würde ich mich nicht unterstehen, dieselbe gegen Sie auszusprechen.

So anziehend und meinem Herzen wohlthuedend auch Ihre äußere Erscheinung ist, so ist es doch mehr die Frömmigkeit und Tugend, welche ich in Ihnen erkannt habe, die Sie mir so unaussprechlich theuer machen und mir ein frohes festes Vertrauen geben, daß der, welchem Sie Ihr Herz schenken, darin unwandelbare und treue Liebe und unaussprechlichen Trost finden werde.

Im Vertrauen auf Gott spreche ich Ihnen diese Gefühle aus; in Seiner Hand liegt es, ob Sie dieselben theilen; aber ich wage es um so eher zu hoffen, da gerade an heiliger Stätte nach dem heiligen Abendmahl, als Sie mir die Hand reichten, in meinem Herzen das Gefühl entstand, als habe uns Gott zusammengeführt. Nur wenn Sie die gleiche Ueberzeugung hegen, nur wenn Sie wissen, daß unser Bund im Himmel geschlossen wird, weiß ich, werden Sie mir die Hand reichen, und diese Hand ist mir auch zu theuer, als daß ich sie anders als aus Gottes Händen empfangen möchte. Wenn Sie mir aber Ihr Herz und Ihre Hand schenken, so werde ich in Demuth es als das höchste Gnadengeschenk Gottes betrachten. Ich fühle tief, welches köstliche Kleinod es ist, wem der Herr ein tugendsames, gottesfürchtiges Weib bescheert, und wieviel ein Mädchen einem Mann mit ihrer Hand giebt. Dieses Gefühl wird mit des Herrn Beistand, wie ich fest vertraue, mich in Freud und Leid begleiten, und ich werde nach Gottes Vorschrift Sie bis an das Ende meines Lebens so lieben, wie unser Heiland seine Kirche liebt.

Sie kennen, glaube ich, im Allgemeinen meine Art, zu sein und zu denken, da ich mich immer offen über Alles ausgesprochen habe. Manche meiner Fehler mögen Sie freilich nicht kennen; diese werden Sie aber, wenn Sie mich überhaupt lieben, auch mit Liebe ertragen, doch mit der heiligen Liebe, welche das Seelenheil des Geliebten über alles Zeitliche setzt und darum nicht weichlich ihn in Fehlern bestärkt, welche ihn von Gott entfernen. Es ist mein heiliger Vorsatz, wenn Sie mir Ihre Hand reichen, Gott immer recht dringend zu bitten, daß Er meine Liebe zu Ihnen auch so lauter und rein sein lassen möge,

daß mir das Glück Ihrer Seele das Theuerste und Höchste stets sei, damit wir in diesem gebrechlichen irdischen Leben nie den Pfad nach der ewigen Heimath verlieren und einst vor dem Throne Gottes noch die Stunde segnen mögen, die uns zusammenführte, wenn es anders so Gottes heiliger Wille ist. Alle andere Liebe, die nicht auf Gottes Ehre und Liebe zu den Menschen hinausgeht, vergeht; aber die Liebe, die in Gott ruht, wird nicht vergehen, wenn Himmel und Erde vergehen. Darum, wenn Sie mir Ihre theuere Hand reichen, so fasse ich dieselbe mit dem heiligen Gelübde, daß unsere Verbindung zu Gottes Ehre und zum Segen unserer Mitmenschen gereichen solle, daß wir, soviel es an uns ist, zur Förderung des Reiches Gottes beitragen wollen. Darin liegt eine Freude und ein Trost, welchen die Welt nicht kennt.

Da Sie, theuere Gräfin Henriette, wenn Sie mir die Hand reichen, in alle Pflichten und Rechte mit eintreten, welche Gott durch mein vergangenes Leben mir auferlegt hat, so hätte ich gern ausführlich mit Ihnen hierüber gesprochen; allein die schriftliche Mittheilung ist so langsam, und ich muß mir das Meiste, wenn Gott mich so glücklich macht, mir Ihr Herz zu schenken, zu mündlichen Mittheilungen vorbehalten.

Sie wissen, daß ich ein Christ, ein Edelmann und ein Offizier bin, daß ich in dem Kronprinzen nicht nur meinen Fürsten verehere, sondern auch ihn als Freund liebe; Sie werden fühlen, daß ich Ihnen nicht treu sein könnte, wenn ich in den Pflichten, welche diese Verhältnisse mir auferlegen, nicht treu wäre, und Sie werden einsehen, daß, wenn auch mein Herz mich immer zu Ihnen zieht und meine höchste Freude in Ihrer Nähe sein wird, dennoch meine Pflicht nach Gottes Willen mich von Ihnen entfernen kann.

Ich würde Ihrer Liebe nicht werth sein, wenn mir dieselbe nicht ein Antrieb würde, aus Dank gegen Gott desto treuer in allen Pflichten, desto bereiter zu Aufopferungen und desto begeisterter zu Thaten zu werden, welche zu Gottes Ehre gereichen können.

Wie ich mir das häusliche Leben denke, werden Sie wissen, da Sie von Stolbergs viel gehört haben, wie es bei ihnen ist, und Sie wissen, daß gerade diese Art meinem Herzen am meisten anspricht. Ich habe in meinem Herzen die Kraft des Glaubens an Christum erfahren und möchte um aller Schätze der Welt willen, auch sogar um

Ihrer Liebe willen, Ihn nicht verleugnen, sondern will Ihn treu bekennen bis an das Ende, liebe Sie auch gerade darum, weil ich weiß, daß Ihr Herz auch von dieser Liebe zu Christo erfüllt ist.

Diese Liebe wird, wenn es des Herrn Wille ist, daß wir zusammengeführt werden, unsere Liebe rein und edel erhalten, uns immer kindlicher und freudiger machen, unser Herz für die Gabe dankbar erhalten; doch so, daß wir darüber nicht des Gebers vergessen, sondern, daß Er uns lieber bleibt als Alles.

Nun, theuere, verehrte Gräfin Henriette, halte ich es für meine Pflicht, Sie auf noch etwas in meiner Lage aufmerksam zu machen, nämlich, daß ich gar kein Vermögen besitze und mein Gehalt mit dem, was die Güte Ihres theueren, verehrten Vaters uns vielleicht giebt, nur zureichen kann, uns ein sehr beschränktes Einkommen zu geben. Ich meinerseits habe von Jugend an in einer beschränkten Lage gelebt, habe auch gar keine äußeren Bedürfnisse, so daß für mich kein Opfer darin liegen kann; anders ist es bei Ihnen.

Obgleich ich nun die Ueberzeugung habe, daß, wenn Sie mich so lieb haben wie ich Sie, und wir in Gottes Namen Alles thun, auch Gott darüber hinweghelfen und Entbehrungen uns auch zum Segen gereichen werden, so glaube ich doch, Sie darauf aufmerksam machen zu müssen.

Ich habe Ihnen, theuere, verehrte Gräfin, nun in der Kürze die innigsten Wünsche meines Herzens und meine Stellung gegen Gott und die Welt gesagt und lege nun Alles getrost in die Hände Gottes, der unser Beider Vater ist. An Gottes Segen ist Alles gelegen. Prüfen, erwägen und entscheiden Sie, wenn nicht, wie ich zu hoffen wage, Ihr Herz schon ebenso entschieden ist wie das meinige.

Wie aber auch Ihre Entscheidung ausfallen möge, so trauen Sie fest darauf, daß meine Liebe und Ehrerbietung für Sie nicht aufhören wird, und daß ich Ihr treuer Freund sein werde, wenn Sie mir nicht Ihr Herz und Ihre Hand schenken könnten. Es würde ein tiefer Schmerz für mich sein; aber die liebende Hand Gottes würde mich nicht ohne Trost lassen, da der Herr im ewigen Vaterlande doch allen den Seinigen eine ewige Heimath bereitet hat, zu der ich freilich gern an Ihrer theueren Hand durch dieses Pilgerleben ging. Amen! Dem

Herrn sei Alles befohlen. In Seiner heiligen Liebe und in Seiner treuen Nachfolge mögen wir leben und sterben, sei es vereint oder einzeln. Von ganzem Herzen

Berlin, den 4. Juni 1822,
2¹/₂ Uhr morgens.

Ihr

Sie verehrender
Karl v. Roeder."

Roeder, der glücklichste Bräutigam, folgte seinem Briefe sehr bald.

Am 8. hatten wir einige seiner Freunde zu Tisch geladen, und da gab es dann ein heiteres Verlobungsdiner, an dem aber das Wort Verlobung nicht ausgesprochen und die Gesundheit nur en cachette getrunken werden durfte, weil Roeder noch nicht die Erlaubniß des Königs eingeholt hatte. Bald aber war Alles in Ordnung, und da ich meiner Gesundheit wegen Henrietten weder in der Gesellschaft noch am Hofe präsentiren konnte, so genossen wir in ungestörter Häuslichkeit die Freude, das Glück dieses lieben Paares mit anzusehen. Es war von seiner Seite ein sehr inniges, von ihrer ein stilles, ruhiges, von beiden Seiten ein geheiligtes Glück!

Den 18. Juni sahen wir einen sehr glücklichen Menschen. Es war Scharnhorst, der sich bei uns verabschiedete, um nach Erdmannsdorf der neuen Bekanntschaft des seinen heißen Wünschen soeben geschenkten Töchterchens entgegenzueilten. Seiner kindlichen Pietät war eben bei Errichtung und Enthüllung der Statue seines Vaters im vollsten Maße die Befriedigung geworden, die unzweideutigsten Beweise der Verehrung und Liebe einzuernten, welche dieser große Mann in den Herzen seiner Zeitgenossen zurückgelassen hatte. In seiner stillen und verschlossenen Weise war er doch wie neu belebt, wie trunken von Glück. Mein Mann sah ihm mit Kopfschütteln nach; er hätte wohl gern einen Ring für ihn ins Wasser geworfen. Und wirklich war dies der Höhepunkt seines Glückes gewesen! Schon am 5. Juli ging es ihm unter: die blauen Augen seiner Agnes schlossen sich für immer. Dieses liebe, aber von jeher etwas verzogene Weib hatte nach einer Lungenentzündung im Frühjahr sich nicht schonen, nicht den Rath ihrer Mutter befolgen und

sich wärmer ankleiden wollen; trotz stürmischen Wetters hatte sie die Fenster aufgerissen, um ihren Mann zu erwarten; genug, sie ward, wie so viele andere junge Frauen in ihrer Lage, ein Opfer der Unvorsichtigkeit.

Mir wurde dieser Monat auch verhängnißvoll. Alle Sorgfalt, mich ruhig zu halten, auch mehrere Aderlässe konnten das Gefürchtete nicht verhindern. Ich sah aber- und abermals meine Hoffnungen gescheitert und ward dadurch einige Wochen mit betrübttem Herzen an das Krankenlager gefesselt. Zu den Entbehrungen, die diese Zeit mir auferlegte, gehörte auch die Trennung von der theuren Nachbarfamilie, den Radziwills. Ich erinnere mich des warmen, schönen Abends vom 11. Juli, wo ich von meinem Fenster aus die Raketen eines kleinen Feuerwerks, das sie drüben abbrannten, emporsteigen und unsere beiden Gärten davon magisch beleuchtet sah. Als diese Lichter erloschen und all ihr Lärm verstummt war, da tönten einzelne Akkorde von des Fürsten Guitarre tief unten aus dem Garten zu mir herauf, und verlorene Klänge von seiner und seiner Tochter Stimme begleiteten sie. Nie war Prinzess Elisa holdler und lieblicher gewesen als in diesem Sommer, wo ihre Prüfungszeit schon begonnen hatte, wo der König seine Sanction der bis dahin für ausgemacht angesehenen Heirath zwischen ihr und Prinz Wilhelm zurückzog. Der Prinz hatte ihr auf alle Weise seine Liebe gezeigt, und was war natürlicher, als daß sie sich diesem Zauber hingab. Die Eltern Radziwill hatten sich jeder Einwirkung enthalten, obwohl sie einerseits mit den schönsten Hoffnungen, andererseits mit bangen Besorgnissen Zuschauer dieser immer wachsenden Neigung waren. Daß diese Besorgnisse begründet waren, zeigte nun des Königs zwar schwankendes, aber doch vorzugsweise ablehnendes Verhalten. Er verlangte verschiedene Gutachten, und so arbeiteten Savigny und Graf Anton Stolberg Denkschriften aus, worin sie die Möglichkeit einer solchen Heirath durch geschichtliche Beispiele aus vergangenen Jahrhunderten zu beweisen suchten. Diese Auseinandersetzungen wurden ungenügend gefunden. Da aber des Königs weiches Herz wirklich wünschte, daß ihm Elisas Ebenbürtigkeit dargethan würde, so setzte er eine Kommission ein, der er selbst präsidirte und der auch mein Mann angehörte, deren Urtheil über diese Sache entscheiden sollte. Damit war mein Mann durchaus nicht einverstanden. Er wußte, daß vom Standpunkte des geschichtlichen Rechts die Ebenbürtig-

keit nicht zu beweisen sei — und mußte für Nein votiren; aber er wünschte heiß, der König möge die Rechtsfrage erledigen, indem er aus eigener Machtvollkommenheit die Heirath erlaube. Dazu konnte sich der König nicht entschließen, und so blieb die Sache wieder unentschieden; nur fand man es gerathen, die Radziwills von Berlin zu entfernen, und so ward dem Fürsten Anton die Statthaltertschaft in Posen übertragen. Die Meinigen weilten in diesen letzten Wochen des Zusammenseins viel im Radziwillschen Hause und mit ihnen unser Vetter Graf Anton Stolberg. Dieser edle Mann war im Herbst 1821 nach Berlin in der Mediatisationsangelegenheit des alten Hauses seines Namens gesandt und da noch immer aufgehalten worden. Auch er durfte sich zu den Freunden des Radziwillschen Hauses rechnen. Vom Prinzen an war die ganze Familie ihm in Achtung und Liebe herzlich gewogen. Er theilte alle ihre Interessen und war ebenso ernstlich mit der Heirathsangelegenheit beschäftigt, wie er freudig theilnahm an Allem, womit sie das Leben so anmuthig auszuschnücken wußten. Als er aber in späteren Jahren immer mehr Einfluß über die Prinzessinnen auszuüben begann, da regte sich in dem Prinzen-Vater die Besorgniß, er möge ihn zu dem Zwecke der gänzlichen Heiligung seiner Elisa anwenden, die er nun einmal nicht dem Hofe und der Welt, nicht dem Leben des Vergnügens entzogen haben wollte. Er sprach seinen Argwohn zwar nicht geradezu aus, suchte aber jedes Zwiesgespräch zu hindern und oft aufs Auffallendste abzuschneiden. Freundliche Heilige wurden freilich noch Beide, Mutter und Tochter, ehe sie dieses Leben verließen; aber milde, heitere, an Allem, was das Leben Erfreuliches bot, auch ohne Skrupel theilnehmende Heilige!

Von ihrem Freunde, dem Grafen Anton Stolberg, hat noch im Herbst 1837 der General Thiele meiner Mutter gesagt, daß er sich die Ritter des neuen Jerusalems vorstellt gerade wie ihn. Am 16. Juli konnte ich meiner verehrten Prinzess Luise wieder aufwarten und ihr meinen Dank für die mir bewiesene Theilnahme darbringen. Sie zeigte sich unendlich herzlich, ja zärtlich für mich, aber beinahe noch mehr meine holde Elisa, welche der nahende Abschied schon recht wehmüthig stimmte. Von dem 20. datirt finde ich einen so lieblichen Abschiedsgruß unserer Elisa in meinem Album, daß ich ihn hierher verpflanze:

„»Der Mensch hat hier dritthalb Minuten, eine zu lächeln, eine zu seufzen und eine halbe zu lieben; denn mitten in dieser Minute stirbt er. Aber das Grab ist nicht tief, es ist der leuchtende Fußtritt eines Engels, der uns sucht. Wenn die unbekannte Hand den letzten Pfeil an das Haupt des Menschen sendet, so blickt er vorher das Haupt, und der Pfeil hebt bloß die Dornenkrone von seinen Wunden ab!

Jean Paul.«

Das Sterben schmerzt nicht, aber das Scheiden von werthen Seelen. Ihr Andenken und das Ihrer Lieben begleitet mich.
Elisa Radziwill.“

Am 28. Juli 1822 sah man im Radziwill'schen Hofe viele Reisewagen halten. Schon am frühen Morgen überstiegen wir die Gartentreppe und geleiteten, immer noch Abschied, einen sehr schmerzlichen Abschied nehmend, die Theuren bis in ihren Wagen hinein. Meine Töchter wußten nicht, wie sie Wanda aus ihren Armen lassen sollten. Sie klammerten sich an Elisa an; sie fühlten wohl, die armen Kleinen, daß diese Abreise eine für sie durch nichts auszufüllende Leere hinterlassen würde; denn in diesem reichen Umgang, in der überschwenglichen Freundlichkeit, die ihnen dort von Groß und Klein gezeigt wurde, ja auch schon in allen äußeren Umgebungen lag für sie derselbe Zauber, der uns Erwachsene so mächtig angezogen hatte. Als der Abschied gar kein Ende nehmen wollte, die Prinzess im Wagen saß, Elisa an meiner Mutter Hals hing, riß der Vater seinen Liebling beinahe unsanft weg, hob sie in die Kutsche hinein, und von dannen rollte der erste Wagen; ihm folgten die anderen, und öde war der Hof, öde blieb das Palais, und verstummt und todt schien der Garten, aus dem nicht einmal mehr die Stimme des Papageis den gewohnten Ruf Thora, Klara ertönen ließ; denn Gräfin Karl Brühl hatte ihn zu sich in Verwahrsam genommen. Acht lange Jahre blieb diese Nachbarschaft verödet. Die Besuche des Prinzen mit seinen Söhnen erfreuten uns zwar immer; sie konnten indeß die Lücke nicht füllen, und Louis Wildenbruchs häßliches Schießen im Garten bildete einen Mißlaut in der Harmonie der Erinnerung.

Und nun muß ich von Neuem von einer schmerzlichen Trennung von meinem Mann berichten. Wien und später Verona wurden der

Schauplatz der Konferenzen, die die Verwickelungen im Osten und Westen Europas entwirren sollten. Es sollte u. A. über das Schicksal Griechenlands entschieden werden. Rußland hatte sich gerüstet und stand schlagfertig da, und den heftigen Unruhen in Spanien glaubte man auch nicht schweigend zusehen zu dürfen.

Nicht einmal die Hochzeit unseres Kindes, unserer Henriette, die von Joachims Rückkehr abhing, konnte der Hausvater abwarten. Joachim wurde von Privatgeschäften in Dänemark festgehalten, während die öffentlichen Geschäfte seinen Bruder der Heimath entführten. Unser guter Koeder begleitete ihn am 22. August 1822 bis Potsdam.

Jochen war mit seinem Töchterchen am 30. August bei uns eingezogen. Auch die treuen Hausfreunde, die Clausewitz, waren am 31. aus Schlesien wiedergekehrt; er war völlig genesen. Auf den 3. September war die Hochzeit festgesetzt worden. Von Polterabend konnte nicht die Rede sein; denn die Poffen und Thorheiten, die solchen zu bezeichnen pflegen, paßten ebenso wenig in die Stimmung des Brautpaares wie ein Ball.

Bei den Einladungen zur Hochzeit hatte ich vorzugsweise Rücksicht auf Koeders Freunde, Verwandte und Bekannte genommen, so daß die Gesellschaft zum Theil aus Personen bestand, die weder vor- noch nachher zu unseren Kreisen gehörten. Alle Gäste brachten wahren herzlichen Antheil an dem Brautpaar mit, und mehr bedarf es nicht, damit eine solche Feier etwas Gemüthliches gewinne. Das war denn auch in hohem Grade der Fall. Die sehr ernste Rede unseres trefflichen Nicolai ward trotz ihrer Länge mit der andächtigsten Aufmerksamkeit angehört; dem frommen Brautpaar, für welches eine solche Rede mit ihren strengen Forderungen passen konnte, wurden die liebe- und achtungsvollsten Glückwünsche dargebracht, und man erfreute sich an den fast kindlichen Scherzen, welche den Zwischenraum von dem feierlichen Akt der Trauung bis zu dem auf andere Weise auch feierlichen des Soupers ausfüllten. Unser guter, kleiner Professor Kösel*) war von mir zum maître de plaisir erwählt worden. Er und zwei halb erwachsene Gehülfen stellten Lotteriedirektoren dar und hatten sich in ein erzpoissirliches Kostüm geworfen; sie hatten auf einer Estrade

*) Der damals in so vielen Häusern beliebte Maler und Zeichenlehrer.

hinter einem grünen Tische Posto gefaßt. Um sie herum war ein reich verzierter und drapirter Aufbau, besetzt mit allerlei Lotteriegewinnsten, worunter allerdings viele Spielereien, aber auch einige Sachen von Werth. Jeden Gewinnst hatte der unerfchöpfliche Reimmacher Kösel mit Versen versehen, die er laut und aufs Allerdrölligste vortrug, sobald eine Nummer herausgekommen war. Diese Nummern aber hatte eine reizende kleine Fortuna in einer Urne umhergetragen. Dieses holde Wesen war meine Klara. Wie eine Sylphide erschien sie in ihrem hellblauen Gewande mit silbernem Gürtel und den durchsichtigen Flügeln, die sie zu tragen schienen. Kleine Sandalen und ein schmales silbernes Bandeau durch die Locken vollendeten das Kostüm. Die Braut war sehr einfach in einem Tüllkleide auf Atlas angezogen, nur geschmückt mit einer Schnur kleiner echter Perlen, an denen ein Juwelkreuzchen herabhing, Beides ein Geschenk des Kronprinzen. Fortuna schüttete ihre reichen Gaben über die Begünstigten aus; doch wie bei der Pandora blieb bei ihr eine zurück: es war das für Eugen bestimmte Loos. In seiner ungestümen Weise hatte er durchaus begehrt, zwei gewisse reizende Bildchen von Dido und Elisa zu bekommen. Klara hatte es übernommen, sie ihm zuzuwenden, indem sie die Loose, die darauf paßten, ganz unbemerkt auf dem Boden der Urne befestigt hatte. Doch als er ihre verstohlenen Winke nicht bemerken und verstehen wollte und immer nach einigen noch übrig gebliebenen Küsschen griff, da ward der kleine Schmetterling ungeduldig, stampfte mit den Füßchen und schüttelte die braunen Locken anmuthig zürnend. Wenn ich diese kleine, unbedeutende Scene hier anführte, so gab ich mich der Täuschung hin, daß ich meinem Leser das Bild des kleinen Zauberwesens, welches hierin die Hauptrolle spielte, würde vorführen können, wie es sich mir im Spiegel der Erinnerung darstellt.

Auch Nicolai, der fromme, heilige Mann, sah diesen Spielen der Jugend mit großem Wohlbehagen zu und steckte seinen Gewinnst recht zufrieden ein. Unser verehrter Kronprinz aber hatte uns bald nach der Trauung verlassen, nachdem er seinen treuen Roeder umarmt und an Henrietten wenige, aber tief gefühlte Worte gerichtet hatte. Das Brautpaar war durch seine innige Theilnahme wahrhaft gerührt, und dem Kronprinzen sah man es an, wie ernst ergriffen er von der heiligen Feier war.

Die Musik, die schon bei dem Ausrufen der Gewinnste ihren Tusch immer wieder geblasen hatte, mußte während des Soupers zartere Weisen aufspielen, dann aber bei den Gesundheitens schmetternd einfallen. In dem gewölbten Saal, in welchem die Tafel prächtig mit Silber und Bronze gedeckt war, hörte sich jede Musik eben der Wölbung wegen doppelt gut an.

Zu einer sehr angemessenen Stunde war die Gesellschaft auseinander- und ich mit Henrietten hinuntergegangen, wo ich sie in ihre Wohnung einführte. Es waren die zwei großen Zimmer mit dem Vorzimmer, welche Sophie in späteren Jahren bewohnt hat, die jetzt als Uebergangswohnung für Koeder und seine junge Frau dienten. Da wir von der Sitte des Polterabends abgegangen waren, so fügten wir uns auch nicht in die des Besuches und Empfanges am Vendemain; vielmehr benutzten wir ein herrliches Wetter, wie es so oft der Uebergang vom Sommer zum Herbst bietet, um eine Fahrt nach Charlottenburg zu unternehmen. Die fröhliche Gesellschaft, die nur aus unserer Familie und Koeders Geschwistern bestand, ließ sich ein ländliches Mahl wohl gefallen, obwohl es wider das Verbot, etwas in den königlichen Gärten zu genießen, eingeschmuggelt, nur auf dem Rasen sitzend eingenommen wurde. Am 5. September verließ uns der liebe Brautvater, und am Abend dieses Abschiedstages bewunderten wir, mit Wehmuth der geliebten Entfernten gedenkend, in den Promenaden von Bellevue einen in seiner Pracht mir ganz unvergeßlichen Sonnenuntergang. Am 7. begleiteten wir das Ehepaar auf ihrem Kirchgang, sowie wir am 23. August mit dem Brautpaar zusammen zum heiligen Abendmahl gegangen waren. Am 8. September verließen sie uns, um Koeders vortreffliche alte Mutter in Grottkau und Stolbergs in Peterswaldau und Neudorf zu besuchen, und wir blieben recht einsam zurück.

Auch die Herbst- und ersten Wintermonate verließen in außergewöhnlicher Stille und Einsamkeit. Unsere lieben Koeders kehrten am 23. Oktober sehr befriedigt von ihrer Reise zurück. Karls Mutter hatte Henriette mit mütterlicher Zärtlichkeit empfangen, auch Stolbergs, namentlich Antonie, ihr viel Liebe erzeigt. Wir freuten uns ihrer netten kleinen Wirthschaft. Sie bezogen ein hübsches Quartier in der Wilhelmstraße, welchem sie elf Jahre hindurch treu geblieben sind. Henriette zeigte sich sogleich als das Muster einer guten und anspruchs-

losen Hausfrau, indem sie, die doch ziemlich verwöhnt war, es unnütz fand, eine Kammerjungfer zu halten, und sich für alle Bedienung mit einer Köchin begnügte. Auch wollte sie es nicht als Entbehrung gelten lassen, daß Noeder anfänglich keine Equipage hielt. Sie fand vielmehr eine wahre Freude an der Einfachheit ihrer Einrichtung und ihres Haushalts, mehr als an der Eleganz ihrer Aussteuer, die ziemlich an ihr verloren war. Dies zu bedauern konnte ich nicht umhin, wenn auch Henriettens Einfachheit mich im Grunde der Seele beglückte. Ich sah darin eine zwiefache Bürgschaft für ihr Glück; denn nicht nur erleichterte diese Anspruchslosigkeit ihre häusliche Einrichtung um ein Großes, sondern sie erwarb ihr auch die höchste Achtung und das unbegrenzte Vertrauen ihres Mannes und seiner Familie. Diese war höchst überrascht darüber, daß eine Tochter unseres Hauses so jung und doch schon vollständig mit den Eigenschaften einer guten Hausfrau ausgerüstet erschien und allen Schein und Glanz, der so oft störend auf das schönere Glück der Häuslichkeit einwirkt, mißachtete. Auch in den Kreisen, die Noeder früher besucht hatte, ward sie mit vielem Beifall aufgenommen und fühlte sich sehr zufrieden. Es war Alles gut in ihren neuen Verhältnissen, und das war für mich unendlich beruhigend und befriedigend. Vor Allem aber beglückten mich die sich täglich mehr entwickelnde Vortrefflichkeit des guten Karl und sein Verhältniß zu Henrietten; es war das des zärtlichsten Liebhabers und des väterlichsten Freundes zugleich.

Er war ein Sohn unseres Hauses geworden! Beide waren oft und viel bei uns und theilten alles Leid und alle Freude mit uns. Unsere Festtage blieben auch die ihrigen. An diesem ersten Weihnachten wurde Henrietten wie ihren Schwestern einbescheert, nur noch reichlicher; denn einige Ergänzungen des Trousseaus zierten ihre Weihnachtsbude, unter Anderem ein Hofanzug, bestehend aus einem Kleide von weißem Seidentüll auf Atlas mit sehr feinen karmoisinrothen Blumen, darüber eine sammetne Schleppe von derselben Farbe.

Der Aufbau fand heuer in dem galerieartigen Saal, den wir nach der atlassenen, auf chinesische Weise in Chenille gestickten Tapete den Chinesischen Saal zu nennen pflegten. Professor Kösel war mir bei der Ausschmückung wieder behülflich gewesen; da ich mir die Zusammenstellung aber selbst ausgedacht hatte, so war mir Arnold, der thätigste

aller Kammerdiener, dabei noch nützlicher als alle Professoren der Welt. Den Vordergrund des Zimmers schmückten die Buden, welche die Geschenke enthielten. Sie waren geflissentlich mit weiß und rothen Draperien sehr verhängt, damit ihr Inhalt halb verschleiert in geheimnißvoller Umhüllung desto wünschenswerther erschiene. Zwischen den Buden glänzten die geschmückten Weihnachtsbäume, und dieser ganze Aufbau schwamm in einem Lichtmeer. Seine Strahlen durften jedoch nicht ganz bis in den Hintergrund des Saales reichen, weil drei Transparente ihn der Breite nach einnahmen. Die zwei kleineren, die man schon vom vorigen Jahre her kennt, stellten Scenen aus der Kindheit des Heilands dar, ebenso auch in größerem Maßstabe das mittelfte. Es that dem Auge und dem Herzen wohl, hier an der Krippe des heiligen Kindes sich zu sammeln und auszuruhen von all dem Lichterglanz und der bunten Pracht der vielen glänzenden Gaben. Von eigentlicher Kinderbescheerung, die immer das Erfreulichste an diesem Feste ist, hatte ich nur noch eine, die für Mariechen; aber der Jubel der Kinder, groß und klein, war auch diesmal unwiderstehlich, und so verfloß der Abend sehr heiter.

Nach einem ungewöhnlich schönen Herbst war der Winter früh und sehr streng eingetreten. Schnee und Eis bedeckte Alles mit starrer Ruhe. Mein Zimmer aber schien des Winters zu spotten; Flieder, Schneebälle und andere Pflanzen umwölbtten laubenartig mein Sofa von rothem Maroquin. Dasselbe Kanapee erhielt im nächsten Jahre ein neues, ein den Frühling darstellendes Gewand. Dieses war unter meinen Fingern entstanden; doch nur in verlorenen Augenblicken, in den Stunden der häuslichen Geselligkeit oder während mir vorgelesen ward, erlaubte ich mir diese wenn auch wenig Nutzen schaffende, so doch angenehme Beschäftigung. Mein Leben war und blieb ein Leben ernstes Fleißes, dem ich nicht nur die Morgen-, sondern auch die Nachmittagsstunden widmete. Die Abende vereinten uns am Theetisch, und selten blieben wir ganz allein, obgleich ich der diplomatischen Besuche in Abwesenheit meines Mannes nur wenige erhielt; es war, als ob darüber ein unausgesprochenes Uebereinkommen zwischen mir und den Diplomaten obwaltete. Während dieser betrübenenden Abwesenheit erfüllte ich übrigens meine gesellschaftlichen Pflichten auf die gewohnte Weise, erschien am Hof und überall, wo ich meiner Stellung nach hingehörte; denn das

wollte mein Mann. Auch die engeren Kreise unserer Bekannten besuchte ich öfter als sonst, eben weil es mir lieb war, wenn Ungewünschte meine Thür so oft verschlossen fanden, daß sie vom Wiederholen ihrer Besuche abgeschreckt wurden. Zu Amerika und zu Clauswitzens begleiteten mich meine Mutter und die lieben Mädchen, von denen ich mich ungern trennte. Diese Freunde sah ich auch oft am Vormittag, dann aber immer unten bei meiner Mutter. Mit Amerika vereinten mich die Promenaden, und sonst weiß ich mich nur eines Freundes zu erinnern, dessen Besuche stets oben, stets gern empfangen wurden und die ich nie als Störung zu betrachten vermochte. Es war der liebe Nicolovius, vortragender Rath im Ministerium der geistlichen Angelegenheiten, mit dem jedes Zusammensein wahrhaft fördernd und immer ein Gewinn für Herz und Geist ward.

